2,00 DM / Band 759
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Werwolf-Wahnsinn

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Werwolf-Wahnsinn

John Sinclair Nr. 759

von Jason Dark

erschienen am 19.01.1993

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Werwolf-Wahnsinn

Das Gesicht des Mannes wirkte wie eine aus Stein gemeißelte Maske, als er seine rechte Hand auf den verrosteten Griff der Tür legte. Er wußte genau, wo er hinging, und kein Mensch betrat einen derartigen Ort gern. Die Tür war der Eingang zum Leichenhaus.

Sie knarrte. Gleichzeitig entstand die dunkle Öffnung, ein breiter, hoher Spalt, und aus ihm wehte dem blonden Mann kalte, feuchte und eine seltsam riechende Luft entgegen, die noch vom Aroma kalten Kerzenrauches durchdrungen war.

Die andere Welt blieb hinter Wladimir Golenkow zurück. Er betrat die der Stille und der Toten…

In der Halle gab es kein elektrisches Licht. Aber er konnte sich auf die Fenster verlassen, die rechts von ihm zwei Ausschnitte in der Wand zeigten.

Durch sie schien die Sonne mit einer derartigen Kraft, als wollte sie den Schrecken noch einmal genau nachzeichnen.

Eigentlich war es ein normales Bild. Kein Tropfen Blut war zu sehen, keine zerstörten Körper, keine Schädel, die durch Kugeleinschläge zerrissen waren.

Aber wegen seiner Normalität wirkte es ebenso schaurig, und auch Wladimir Golenkow bekam das kalte Frösteln.

Die Gartenwerkzeuge, die an den Wänden lehnten, übersah er. Sein Interesse galt einzig und allein dem anderen Inhalt, der den Blicken des Betrachters überhaupt nicht verborgen bleiben konnte.

Es waren vier Särge!

Geschlossene Särge, doch er wußte auch, daß sie nicht leer waren und daß man die Deckel noch nicht festgeschraubt hatte. Den Grund kannte er, als er sich noch einmal umdrehte, gegen die Innentür schaute und tief Luft holte, bevor er mit der »Arbeit« begann.

Seine Aufgabe war schlimm, sie machte ihm keinen Spaß, aber einer mußte es eben tun.

Er wandte sich wieder um. Unter seinen Sohlen kratzte der Dreck über einen rauhen Boden.

Dann schaute er sich die Särge genauer an. Sie waren nicht teuer, man hatte sie aus billigen Fichtenhölzern zusammengenagelt, aber darauf kam es nicht an.

Das Licht der Sonne fiel nur auf die Deckel der beiden großen Särge und belegte sie mit hellen Streifen, die wie dünne Fetzen eines Leichentuchs wirkten.

Die anderen zwei brauchten kein Licht. Sie waren sowieso schon hell genug.

Man hatte sie weiß lackiert, sie waren auch kleiner, denn Kinder brauchten keine großen Totenkisten.

Als er daran dachte, verstärkte sich seine Gänsehaut, und hinter den Augäpfeln spürte er einen bestimmten Druck. Wer waren die Bestien, die nicht einmal vor Kindern Halt machten?

Er schüttelte sich, als wollte er den schrecklichen Gedanken wegwischen, aber das schaffte der einsame Mann nicht, der dem Ruf eines Bekannten gefolgt war und sich in die ostpreußische Einsamkeit begeben hatte, um dem Grauen auf der Spur zu bleiben.

Wladimir Golenkow war nicht nur erschienen, um sich die Mitglieder der Familie anzuschauen, die auf so schreckliche Weise einfach vernichtet worden war. Er hatte noch eine andere Aufgabe zu erfüllen, und darum konnte ihn keiner beneiden.

Es spielte keine Rolle, welchen der Särge er sich zuerst vornahm.

Doch er gehorchte seinem Gefühl und nahm sich den ganz rechts stehenden Fichtensarg vor, in dem eine erwachsene Person lag.

Wie man ihm versprochen hatte, war der Deckel nicht geschlossen. Er bückte sich und hob ihn nur ein wenig an. Dann schob er ihn in Richtung Fußende zurück, bis der Kopf und ein Großteil des Oberkörpers freilagen.

Der Mann hatte schwarzes Brusthaar. In ihm klebte noch Blut aus seinen Gesichtswunden. Mehr wollte Wladimir nicht sehen, es reichte ihm, und er kümmerte sich um den zweiten Sarg.

In ihm lag die Gattin des Mannes.

Auch sie war tot und auf die gleiche schreckliche Art und Weise »umgekommen«.

Bei ihr war der Hals zerstört worden. Ein Biß hatte sie im Nacken erwischt.

Bevor er sich den dritten Sarg vornahm, richtete sich der Russe wieder auf und preßte seine Finger gegen die Augen. Hinter der Stirn hörte er das Tuckern. Sein Magen produzierte zuviel Säure, Krämpfe peinigten ihn.

»Ich habe einen verdammten Job«, flüsterte er und dachte für einen Moment daran, einfach zu verschwinden. Das konnte er auch nicht. Er hätte dann einen Bekannten im Stich lassen müssen. Die Menschen wären von ihm schwer enttäuscht worden, und so blieb er in der Leichenhalle und machte sich daran, den dritten Sarg zu öffnen.

Er war kleiner und hell angestrichen. Die Farbe Weiß sollte auf die Unschuld eines Kindes hinweisen, aber die Toten hier waren alle unschuldig, und Wladimir zerbiß wieder einen Fluch.

Das Gesicht eines Jungen schaute ihn an. Weit standen die Augen offen. Ein staunender Ausdruck lag noch darin, und wieder preßte Wladimir die Lippen zusammen. Scharf strömte sein Atem aus der Nase. Er kippte den Deckel zur Seite, so daß die gesamte Gestalt des Kindes vor ihm lag. Jetzt sah er auch die Wunden.

Hastig schloß er wieder den Sarg.

Nur noch einer…

Golenkow stöhnte. Mit dem Handrücken wischte er den dicken Schweißfilm von der Stirn. Er empfand die Luft in dem Leichenhaus plötzlich als zu warm, schaute hoch gegen die Decke, wo sich ein viereckiges Loch abzeichnete, der Beginn eines Kamins, den allerdings ein Winkel knickte, so daß das helle Tageslicht hineinfallen konnte, dafür aber ein warmer Luftstrom, der über Wladimirs Nacken strich.

Ob die Leichen schon rochen, nahm er nicht wahr. Der alte Kerzengeruch überlagerte alles.

Der letzte Sarg.

Wieder die gleiche Arbeit, und wieder würde er sich den Beweis ansehen müssen, bevor er etwas dagegen unternahm.

Der letzte Deckel klemmte etwas, und Wladimir mußte schon mehr Kraft aufwenden, um ihn von seinem Unterteil lösen zu können. Als er es endlich geschafft hatte, lag das gesamte Sargunterteil in seiner vollen Länge vor ihm.

Und er sah das Mädchen.

Es war nicht älter als zehn Jahre, aber selbst mit diesem Kind hatte die Bestie kein Erbarmen gekannt. Wie durch ein Wunder war das kleine Gesicht verschont geblieben. Für Wladimir Golenkow sah es aus wie das eines Engels.

Er schüttelte sich, dann rieb er seine Augen, fluchte leise und verwünschte sich dabei selbst. Es gab kein Zurück mehr für ihn. Er hatte einmal zugestimmt und würde in den sauren Apfel beißen müssen, daran führte kein Weg vorbei.

Fast behutsam legte er den Deckel wieder auf den Sarg. Allerdings so, daß die Hälfte des starren Oberkörpers für ihn noch sichtbar blieb. Er spürte wieder den Druck der Tränen hinter seinen Augen, trat zurück und wandte sich nach rechts, um vor dem Sarg des Vaters seine Schritte zu stoppen.

Dann zog er eine Waffe.

In diesem Augenblick hörte er das dünne Läuten einer Glocke. Es konnte Zufall sein, aber das Läuten erzeugte bei ihm einen Schauer. Es war für ihn wie eine schaurige Begleitmusik.

Wladimir Golenkow wartete das Ende des Läutens nicht ab. Er beugte sich vor und streckte auch den rechten Arm aus. Dann fand die Mündung der Waffe Widerstand auf der Stirn des Toten.

Genau zwischen den Augen…

Wladimir Golenkow sprach einige Worte, die sich anhörten wie ein Gebet.

Dann drückte er ab…

***

Der dunkelhaarige Mann mit dem dünnen Bart hieß Oleg Blochin. Er saß auf einem relativ hohen Stein. Der Stein war mit dem staubigen Erdboden fest »verwurzelt«, und Blochin hatte sich so gedreht, daß er von seiner Position aus in zwei Richtungen blicken konnte.

Einmal nach links, wo das riesige Gelände leicht abfiel und sich die ersten Häuser des Ortes mit der Rückseite des alten Bahnhofs abzeichneten, von dem nur noch wenige Züge abfuhren.

Dahinter lagen die Gehöfte und duckten sich gegen die Tücken der Witterung. Im Sommer gegen die Hitze, im Winter gegen die oftmals klirrende Kälte.

Jenseits des Ortes und auch über die Straße hinweg, begannen die Uferregionen der beiden Seen, die sehr dicht bewachsen waren, denn ein Gürtel aus Schilf und Sträuchern machte ein Durchkommen für

einen Ungeübten so gut wie unmöglich.
Es gab einen großen und einen kleinen See. Auf dem großen See, ungefähr in dessen Mitte, existierte eine Insel mit einem Bauwerk, das früher einmal einem Grafen gehört hatte, jetzt aber ziemlich verfallen war und von Menschen kaum mehr besucht wurde, weil die düsteren Mauern und die schrecklichen Geschichten der Vergangenheit sie davon abhielten.
Blochin drehte sich in die andere Richtung. Er seufzte dabei auf, als sein Blick auf die Tür der Leichenhalle fiel, durch die sein Bekannter und Freund Wladimir Golenkow verschwunden war. Er beneidete den Mann nicht und wunderte sich noch jetzt darüber, daß er seiner Bitte überhaupt gefolgt war.
Man konnte sich eben auf ihn verlassen. Das wußte Oleg von früher, von alten KGB-Zeiten her.
Den Geheimdienst gab es offiziell nicht mehr, ebensowenig wie die UdSSR, aber die alten Verbindungen hatte man nicht kappen können. Die Deutschen hatten dafür den Ausdruck Seilschaften erfunden. Blochin fand, daß er paßte. Es gab gute, und es gab schlechte Seilschaften. Seine Verbindungen, auch gerade zu Wladimir Golenkow, zählte er zu den guten.
Er rauchte eine filterlose Zigarette. Das Stäbchen hielt er zwischen Daumen und Zeigefinger und hatte es in seiner Aufregung so zusammengedrückt, daß der Tabak mitsamt dem Papier nur mehr einen schmalen Streifen bildete.
Oleg Blochin hatte nicht auf die Uhr geschaut und wußte demnach auch nicht, wie lange sich Wladimir bereits im Leichenhaus aufhielt. Er würde für seine Aufgabe keine Stunde brauchen, das stand fest.
Im Ort läutete die Kirchenglocke. Es war die kleine, die bei Beerdigungen anschlug und mit ihrem dünnen Bimmeln die Stille zerstörte. Der Klang war blechern und schwang nicht nach. Oleg Blochin bekam eine Gänsehaut.
Es war so abgesprochen worden, und der Küster hatte sich an das Versprechen gehalten.. Er würde dafür eine Stange Zigaretten von Wladimir Golenkow erhalten.
Nach dem fünften Bimmeln verstummte die Glocke. Blochin ballte die Hände. Er wußte, was folgen würde, und er freute sich, daß er es noch früh genug geschafft hatte. Alles andere wäre fatal gewesen. Er hatte zum Glück auf seine Frau Irina gehört.
Dann hörte er den ersten Schuß.
Blochin erbleichte. Er blickte stur auf das krumme Haus. Hoch darüber stand die Sonne wie eine blank polierte Scheibe am Himmel.
Der nächste Knall.
Blochin strich fahrig über sein Gesicht, denn er wußte genau, was das zu bedeuten hatte.

Wieder wartete er mit laut klopfendem Herzen auf eine Reaktion aus der Leichenhalle und zuckte auch jetzt noch zusammen, als der dritte Schuß aufklang.

Kurze Zeit später - nach dem vierten - bekreuzigte er sich. Jetzt war alles vorbei. Wladimir Golenkow hatte seine schreckliche Pflicht und Schuldigkeit getan. Die Opfer hatten ihren Frieden. Auch Oleg Blochin faltete die Hände. Dabei senkte er den Kopf und schaute auf seine staubigen Schuhspitzen, während seine Lippen krampfhaft zuckten. Es war zu Ende. Er wartete darauf, daß Wladimir Golenkow die Leichenhalle verließ und zu ihm kam.

Der ehemalige KGB-Mann ließ sich Zeit. Vielleicht kam sie Blochin auch nur so lange vor. Er drehte seinen Kopf dem warmen Wind zu und ließ sich von ihm die Haare zurückkämmen.

Im Ort war es still. Die Menschen hatten Bescheid gewußt, aber keiner traute sich auch nur in die Nähe der Leichenhalle. Sie wollten mit dem Grauen nichts zu tun haben, obwohl sie unwahrscheinlich unter er Tat litten.

Sie würden auch weiterhin darunter leiden, denn die Gefahr war längst nicht vorbei.

Es gab den Mörder noch. Nein, das war kein Mörder, das war schon ein Untier, eine verfluchte Bestie.

Von innen her öffnete sich die Tür der Leichenhalle, und mit langsamen Schritten verließ Wladimir Golenkow das graue Haus. Blochin konnte das Gesicht des Mannes nicht sehen, weil dieser den Kopf gesenkt hielt, aber er konnte sich gut vorstellen, was sich hinter dessen Stirn abspielte. Das war keine Arbeit für jeden gewesen, das war das Grauen pur, das war…

Golenkow unterbrach Blochins Gedanken, indem er ihm zuwinkte. Ein Zeichen, daß alles in Ordnung war.

Blochin stand auf. Dabei holte er tief Atem. Er schaute seinem Freund entgegen. Wladimir ging sehr langsam und gebückt. Er trug eine unsichtbare Last, und die Füße schleiften über den Boden. Es fiel ihm schwer, die Beine anzuheben.

Blochin sagte nichts. Erst als Golenkow vor ihm stehenblieb, hob er seine Hand und legte sie ihm auf die Schulter. Wladimir gab dem Druck nach. Diesmal setzte er sich auf den Stein, der groß genug für beide Männer war.

Sie schwiegen.

Golenkow starrte ins Leere, und Blochin beobachtete ihn von der Seite her. Er sah Schweiß auf der Stirn des Mannes.

Golenkow wollte nicht sprechen, nicht jetzt. Er hatte sich von der Leichenhalle weggedreht und schaute zum Dorf hinüber und zu dem dahinterliegenden See. Die Wasseroberfläche war glatt wie ein Spiegel und reflektierte die Sonne.

»Ich habe sie erlöst«, sagte Wladimir nach einer Weile und stöhnte auf. »Vier Schüsse, vier Kugeln.« Er schlug die Hände vor sein Gesicht und schüttelte den Kopf.

Blochin konnte sich vorstellen, wie ihm zumute war. Er wollte etwas dagegen tun und faßte in die Innentasche seiner abgewetzten Jacke. Dort hatte er die flache Flasche mit dem Wodka versteckt. Er holte sie hervor, zog den Korken aus der Öffnung und hielt Wladimir die Flasche hin. »Hier, trink. Das tut gut.«

Golenkow nickte. Er setzte die Flasche an, nahm einen kräftigen Schluck und schüttelte sich, weil das Zeug warm geworden war. Es brannte in seiner Kehle ebenso wie im Magen, räumte dort richtig auf, und Golenkow konnte nicht anders, er mußte husten, wobei er einen krebsroten Kopf bekam.

»Nicht gut?«

Wladimir keuchte noch immer. Er rang nach Luft. »Himmel, was ist das für ein Sprit?«

»Die Bauern brennen ihn selbst.«

Golenkow schüttelte sich. »Damit kannst du Menschen vergiften.«

»Sie haben nichts Besseres. Aber manchmal hilft es, Towarischtsch. Das hast du selbst erlebt.«

»Sicher, es verbrennt mir den Magen.« Er schüttelte sich und rieb sogar Tränen aus seinen Augen.

Dann stieß er scharf die Luft aus, holte Zigaretten hervor und bot zuerst seinem Nebenmann ein Stäbchen an.

»Die kenne ich gar nicht.«

»Sind französische. Du kannst die Schachtel behalten.«

»Danke.«

Blochin revanchierte sich mit Feuer. Als die Zigaretten brannten, hustete Wladimir noch immer, aber das hörte bald auf. Er hatte an sich nicht rauchen wollen, es war nur wegen des Geschmacks, den mußte er aus der Kehle vertreiben, wobei der neue allerdings auch nicht viel besser war.

Die Männer rauchten und schwiegen. Beide wollten etwas sagen, das lag irgendwie in der Luft, aber keiner traute sich, den Anfang zu machen. So wehten nur die Rauchwolken um ihre Köpfe, ansonsten starrten sie ins Leere.

Wladimir brach das Schweigen, nachdem er die Zigarette ausgetreten hatte. »Ich habe es tun müssen, aber ich habe es nicht gern getan«, flüsterte er. »Und ich möchte es nicht noch einmal tun.«

Oleg nickte. »Das kann ich verstehen.«

»Es ist schwer, sich vorzustellen, daß sie zwar tot gewesen sind, es aber trotzdem nicht waren. Das… das… kann ein normaler Mensch nicht begreifen. Zum Glück habe ich es schon einige Male erlebt. Bei Vampiren war dies der Fall.«

»Sie haben die Familie aber nicht getötet.«
»Stimmt, es waren Wölfe.«
Den nächsten Satz sprach Blochin wieder. »Und die Geschichte lehrt uns, daß diejenigen, die von einem Werwolf gebissen werden, sich selbst in Wölfe verwandeln. Alle wären aus den Särgen geklettert und hätten sich in der Nacht in Bestien verwandelt. Das wäre grauenvoll gewesen, denn dann wären sie über die Menschen hergefallen und hätten sie regelrecht gerissen. Selbst die beiden Kinder.«
Golenkow nickte.
Da er nicht sprach, redete Blochin weiter. »Alle hier müssen dir dankbar sein, Wladimir, aber nicht bis in die ferne Zukunft hinein. Du weißt, was ich damit sagen will?«
Der Angesprochene ließ einige Zeit verstreichen, bis er sich zu einer Antwort bequemte. »Ja, ich weiß es. Ich habe nur einen Teil der Glut löschen können, das meiste brennt noch.«
»So ist es.«
»Und wo finde ich das Zentrum?«
Da hob Blochin die Schultern. »Das kann ich dir leider nicht sagen. Irgendwo werden sie noch lauern. Ich glaube nicht, daß es nur die vier gewesen sind. Es kann noch andere geben, und es wird noch andere geben, davon bin ich überzeugt.«
Das war Wladimir auch, das hatte er sich gedacht, aber er wußte nicht, wo er den Hebel ansetzen sollte. Dazu wußte er einfach zu wenig. Er war gekommen, weil ihn ein alter Freund gerufen hatte, der aus der Nähe von Kaliningrad stammte, dem ehemaligen deutschen Königsberg. Hier, in Ostpreußen, wo die Landschaft zwar weit, es aber auch noch dichte Wälder gab, hatte das Grauen zugeschlagen, und Wladimir war im letzten Augenblick eingetroffen. Er hätte jetzt seinen Koffer nehmen und verschwinden können, doch das genau war nicht seine Art. Er kannte die Menschen zwar nicht, die sich in Gefahr befanden, aber er würde sie auf keinen Fall im Stich lassen, das stand für ihn fest.
»Niemand weiß, wann sie wieder zuschlagen.«
Wladimir drehte den Kopf. »Sie, sagst du?«
»Ja, ich gehe davon aus, daß es mehrere Werwölfe sind.«
»Und du glaubst, daß sie von der Insel im See stammen.«
»Auch das ist richtig.«
»Warst du schon einmal dort?«
Nach dieser Frage bekreuzigte sich Oleg Blochin. »Um Himmels willen, nein! Ich war noch nie dort. Ich… ich werde mich auch hüten, der Insel einen Besuch abzustatten. Zwar steht die alte Burg noch, aber wer sie betritt, kann schon vorher mit seinem Leben abschließen. Ich, nein, nicht nur ich bin davon überzeugt, daß sich die Wolfsbrut dort versammelt hat. Platz genug hat sie.«

»Also mehrere Werwölfe?«
»Kann sein.« Blochin steckte sich wieder eine Zigarette an. Er bekam einen Schauer. »Wir müssen jedenfalls damit rechnen«, erklärte er zwischen zwei Zügen. »Was ich jetzt sage, das geht nicht gegen dich, Towarischtsch, aber ich denke, daß du es allein kaum schaffen wirst, gegen die Bestien anzugehen. Heute hast du Glück gehabt, aber stell dir vor, sie hätten sich schon verwandelt, dann hättest du es mit vier gefährlichen Bestien zu tun gehabt, denn auch die Kinder wären zu diesen Unholden geworden.«
»Ich weiß.«
Blochin rauchte einen tiefen Zug. »Weißt du dann auch, wie du weiter vorgehen wirst? Oder hast du dich entschlossen, uns zu verlassen. Man könnte es dir nicht einmal übelnehmen.«
»Nein, ich werde bleiben.«
»Trotz der Gefahr?«
»Sicher.«
Blochin strich durch seinen Bart. »Könnte es dann sein, daß du der Insel einen Besuch abstatten willst und dich damit direkt in die Höhle des Löwen begibst?«
Wladimir legte die Stirn in Falten. »Das wäre natürlich eine Möglichkeit.«
»Die aber lebensgefährlich ist«, sagte Oleg schnell.
»Richtig.«
»Bist du lebensmüde?«
»Nein, das bin ich nicht. Das bin ich auf keinen Fall, und ich habe auch schon nachgedacht. Es steht für mich fest, daß man hier etwas unternehmen muß, und ich weiß auch, daß es für einen einzelnen Menschen sehr schwierig sein wird. Ich will dich nicht beleidigen, Oleg, aber ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich dich in den Fall direkt hineinziehe und dir etwas passiert. Wie stünde ich vor deiner Frau Irina da?«
»Manche Dinge sind eben Männersache, Wladimir. Das war schon immer so, und das wird auch immer so bleiben. Trotz des großen Geschreis mancher Emanzen.«
»Da hast du recht. Trotzdem, es muß ja nicht sein.« Der Russe lächelte. »Manchmal gibt es andere Lösungen.«
Blochin horchte auf. »Wenn ich dich so reden höre, habe ich den Eindruck, als wäre dir schon etwas eingefallen. Habe ich recht, oder liege ich verkehrt?«
»Nun, ich spiele mit einem Gedanken.«
»Sag ihn!«
»Um den Schrecken wirksam bekämpfen zu können, benötige ich Verstärkung.«
Blochin überlegte. Sehr laut holte er Luft. »Das ist natürlich ein

Hammer. Aber wer würde so verrückt sein und sich einen derartigen Kampf aufbürden, wo er nicht sicher sein kann, daß er ihn gewinnt?«

»Es gibt einige Leute.«

»Sicher, ich kenne ja dich.«

»Nicht nur mich. Ich bin ja auch durch einen guten Freund an diesen Job gekommen.« Wladimir lachte bitter, denn er dachte daran, daß er nach der Auflösung des KGB im luftleeren Raum schwebte und nicht wußte, wie es weitergehen würde.

»Mit dem Freund hast du noch Kontakt?«

»Ja.«

»Wo lebt der denn?«

»In England, in der Hauptstadt London.«

Blochin überlegte sich die Antwort. »Das ist verdammt weit weg, meinst du nicht auch?«

»Es geht.«

»Und deinen Freund willst du holen?«

Wladimir stand auf. Er drückte seine Hände gegen die Hüften und streckte den Körper. »Ich werde es zumindest versuchen«, murmelte er und warf noch einen letzten Blick auf die Leichenhalle, bevor er sich abwandte und dem Dorf entgegenschritt.

Oleg Blochin folgte ihm wesentlich langsamer…

Auch gegen Abend war es kaum kühler geworden. Daß sich Wladimir Golenkow trotzdem wohl fühlte, lag allein an der Tatsache, daß er es trotz gewaltiger Schwierigkeiten geschafft hatte, den Geisterjäger John Sinclair zu erreichen.

John war sein Freund, und er wußte genau, daß Wladimir nicht grundlos anrief. Sinclair hatte ihm versprochen, so schnell wie möglich zu erscheinen, und Wladimir hatte ihm geraten, es mit dem Zug zu versuchen. Das war noch immer am sichersten. Wladimir würde John am Bahnhof abholen.

Es war eine wirklich vorsintflutliche Telefoniererei gewesen, da hätte man auch trommeln oder eine Brieftaube schicken können, aber er wollte sich nicht beschweren, denn letztendlich hatte es ja geklappt, und auf John Sinclair konnte er sich zudem verlassen. Wenn der versprochen hatte zu kommen, würde er das Versprechen einhalten, auch wenn es Backsteine regnete.

Wladimir Golenkow wohnte zwar bei Blochin, aber trotzdem nicht direkt bei ihm. An der rechten Seite des Blochinschen Hauses schmiegte sich ein schmaler Anbau an, der leer stand. Die obere Etage bestand aus drei kleinen Räumen, dort hatte es sich Wladimir bequem gemacht und darum gebeten, allein gelassen zu werden, denn er wollte noch über den Fall nachdenken, was nur die halbe Wahrheit war, doch die ganze brauchte Oleg nicht zu wissen.

Eine Dusche gab es nicht. Wer sich waschen wollte, mußte eine Etage

tiefer. Dort hatte Blochin eine Waschküche eingebaut, die immer sehr kühl war. Noch kälter war das Wasser, beinahe schon eiskalt, in das Wladimir gestiegen war, um sich abzukühlen. Es hatte ihm gutgetan, und als er sich mit dem kantigen Stück Kernseife seinen Körper eingeseift hatte, da hatte er den Eindruck gehabt, auch den Gestank der alten Leichenhalle abzuwaschen.

Jetzt fühlte er sich wohler, stand am Fenster und schaute über die meisten Dächer der Häuser weg oder auch an ihnen vorbei. Der Abend war bereits ziemlich weit fortgeschritten, bald würde es dämmern, und dann wollte Wladimir das Haus heimlich verlassen.

Er hatte sich schon längst einen Plan zurechtgelegt. Ihn interessierte der See, und noch mehr war er auf die Insel inmitten des Gewässers gespannt.

Dort stand die alte Burg, von dort aus fand das Grauen seinen Weg bis zu den Menschen hin.

Er wußte noch nicht, ob es schon in dieser Nacht sein Ziel werden würde, wahrscheinlich nicht, denn zusammen mit John Sinclair standen die Chancen besser.

Die Sonne war dabei, sich zu verabschieden. Sie hatte den Himmel mit einem blutroten Schein übergossen. Golenkow hoffte stark, daß dies kein unheilvolles Omen war, denn Blut war in diesem Fall schon genug geflossen.

Das Dorf wirkte wie ausgestorben. Eigentlich hätten bei diesem Wetter die Menschen vor ihren Häusern im Freien sitzen müssen, aber sie blieben hinter den dicken Wänden, als hätten sie allesamt den Befehl dazu bekommen.

Es hatte sich natürlich herumgesprochen, was da im Leichenhaus geschehen war, aber die Furcht der Bewohner vor der unheilvollen Bedrohung war nicht vergangen.

Wladimir schloß das Fenster. Er mußte es fest andrücken, weil es doch klemmte. Dann drehte er sich um und zog die dünne Jacke von der Stuhllehne hoch. Gelassen streifte er sie über, und ebenso gelassen überprüfte er seine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole, die er seit einiger Zeit immer bei sich trug. Er dachte daran, daß geweihte Silberkugeln auch für Werwölfe tödlich waren, und so hoffte er, daß er sie irgendwann einmal erwischen würde.

Er steckte die Waffe ein und ging auf die Tür zu. Sie knarrte, als er sie öffnete. Es machte ihm nichts aus. In diesem Anbau wohnte er allein.

Die Treppe bestand aus Holz. Ihre Stufen waren nicht glatt poliert worden, deshalb konnte man auf ihnen auch nicht ausrutschen. Vor der schmalen Haustür blieb er stehen und schaute durch das kleine Fenster daneben.

Niemand ließ sich auf der Straße blicken. Die Häuser warfen die

ersten Schatten, ohne den Ort allerdings schon in eine Dunkelheit zu tauchen. Um diese Zeit spielten normalerweise Kinder auf den Straßen, doch auch sie waren nicht mehr zu sehen. Man hielt sie in den Häusern. Die Angst lag wie ein böser Geist über dem Ort. Wladimir schob die Holztür auf und trat ins Freie.

Die Luft stand.

Sie hatte auch an Feuchtigkeit zugenommen. Das passierte jeden Abend, es lag an der Nähe zum Wasser, denn auf den beiden Seen bildeten sich immer Dunstwolken.

Den Weg kannte Wladimir genau, sogar eine Abkürzung, denn dann brauchte er nicht quer durch den Ort.

Er lief an einigen Schweineställen vorbei und hörte jenseits der Mauern das Grunzen der Tiere.

Auch sie schienen ihm unruhiger zu sein als sonst, als würden sie ebenfalls spüren, daß sich in diesem Ort etwas Schreckliches anbahnte.

Golenkow lief ein Stück über ein kleines Rübenfeld. Rechterhand lag der Bahnhof. Das alte Gebäude stand dort wie eine übergroße, umgekippte Streichholzschachtel. In seinem Schatten hatte früher ein Stalindenkmal die Menschen an alte Zeiten erinnern sollen. Jetzt gab es das Standbild nicht mehr. Es war zerstört worden.

Zum See hin verloren sich die Felder. Manchmal trat er über die Ufer, dann zählte die Gegend, durch die der Russe schritt, zum Überschwemmungsgebiet. Auch jetzt war der Boden noch weich und hatte viel Wasser gespeichert.

Es war ein flaches Gewässer, auf dem sich kaum Wellen abzeichneten. Die Dämmerung hatte sich freie Bahn verschafft und veränderte auch die Farbe der Oberfläche.

Sie schimmerte in einem satten Bleigrau. Über ihr segelten die letzten Vögel wie dunkle Schatten.

Auch sie würden sich bald einen Schlafplatz für die Nacht suchen.

Wladimir fand einen ausgetretenen Pfad, dem er folgte. Der Weg endete dort, wo das Ufer des Sees begann. Hier bildeten Schilf und auch hohes Unkraut eine Einheit und einen so dichten Gürtel, der nur an wenigen Stellen durchlässig war. Dort ankerten dann auch die Boote, wie Wladimir wußte.

Einmal blieb er stehen und schaute zurück. Es gab keinen, der ihm folgte. Der Umriß des Dorfes malte sich ab, als hätte jemand ein übergroßes Spiel aufgebaut. Der Himmel kam ihm vor wie eine Bleidecke, die nach unten gesunken war. Nur im Westen zeigte er noch den Hauch eines rötlichen Schimmers. Dort verabschiedete sich die Sonne endgültig, um erst Stunden später wieder an der gegenüberliegenden Himmelsrichtung zu erscheinen.

Was Wasser und dessen Nähe war auch ein guter Platz für unzählige

Insekten. Sie umschwärmten den einsamen Mann wie Tänzer. Sie zuckten hin und her. Sie landeten auf seinem Gesicht, den Armen und Händen. Mehr als einmal schlug er nach ihnen, bis er es schließlich aufgab, weil es einfach zu viele waren.

Das Unkraut wuchs höher, der Boden war feucht geworden. Manchmal schimmerten sogar Pfützen wie ölige Augen, und Wladimir erkannte schon die viereckige Kücke im Schilf, die von mächtigen Haumessern geschaffen worden war und immer freigehalten wurde, um von dieser Stelle aus mit den Booten in See stechen zu können.

Es lagen genau vier Ruderboote an einem Holzsteg vertäut. Keines war mit einem Motor ausgerüstet. Wer auf den See hinaus wollte, mußte sich schon auf die reine Muskelkraft verlassen.

Golenkow betrat den Steg.

Das nasse Holz war im Laufe der Zeit weich geworden. Unter seinen Füßen entstanden dumpfe Echos, und er merkte auch, daß die Bohlen leicht nachgaben. Aber sie hielten, und das allein zählte.

Am Ende des Stegs blieb er stehen. Den unmittelbaren Uferbereich hatte er jetzt verlassen. Er schaute auf das düstere Wasser, sah die Gläser und die Schilfrohre.

Es war zwar ruhig, aber nicht totenstill. Irgendwelche Geräusche hörte er immer, und sie hingen zumeist mit dem Wasser zusammen, denn oft genug vernahm er ein leises Blubbern oder Platschen, wenn irgendein Fisch kurz auftauchte. Auch das leise Quaken der Frösche bildete eine bestimmte Melodie, an die sich der einsame Mann sehr schnell gewöhnt hatte.

Sein Blick war auf die Mitte des Sees gerichtet, wo die Insel lag, von der die Menschen immer sprachen.

Dort stand auch die Burg!

Er hätte etwas früher gehen sollen, dann wäre die Insel besser zu sehen gewesen. So konnte er sie nur mehr ahnen. Sie zeichnete sich wie ein dunkler Fleck auf der Seemitte ab, und genaue Umrisse waren nicht zu erkennen. Hinzu kam noch der Abenddunst, der ebenfalls von der Oberfläche des Wassers fahnengleich in die Höhe stieg und sich wie eine breite Decke verteilte.

So würde er auch bald die Uferregionen erreicht haben und sich bis zum Morgen halten. Noch aber war die Sicht relativ frei, und davon profitierte der einsame Mann auf dem Steg.

Nur wenige Wellenbewegungen zeichneten sich auf der Wasserfläche ab.

Auch auf der Insel rührte sich nichts. Wladimirs Gedanken drehten sich um dieses eine Ziel. Er fragte sich, ob er es riskieren konnte, in ein Boot zu steigen und zumindest in die Nähe der geheimnisvollen Insel zu rudern.

Ungefährlich war es nicht. Er hätte auch warten können, bis sein

Freund John Sinclair eintraf, doch auf der anderen Seite drängte es ihn einfach, etwas zu unternehmen. Er konnte jetzt nicht zurückgehen, sich ins Bett legen und so tun, als wäre nichts geschehen, denn noch immer hatte er die schrecklichen Ereignisse des zurückliegenden Tages nicht verdaut. Es war ihm zwar gelungen, einen Sieg zu erringen, doch den großen Kampf hatte er noch nicht für sich entscheiden können, und dies wiederum ärgerte ihn sehr.

Wladimir überlegte hin und her, bis er sich zu einem Kompromiß entschlossen hatte. Er würde sich in eines der Boote setzen und zu der Insel rudern, sie allerdings nicht betreten.

Das kam ihm sehr gelegen.

Umkreist von zahlreichen Mücken und anderen Insekten, ging er wieder zurück. Die Grillen hatten ihr Zirpen eingestellt. Manchmal huschten große Schatten flatternd in seiner Nähe vorbei. Es waren Nachtfalter.

Zu seiner Ausrüstung gehörte auch eine Taschenlampe. Golenkow leuchtete die Boote der Reihe nach an, weil er sich das beste davon aussuchen wollte. So viel er sah, waren alle in Ordnung, und er entschied sich fürs Boot, das am nächsten zum See hin lag. Es war einmal hell angestrichen worden.

Jetzt aber war die Farbe durch Wind und Wetter abgeblättert, und der Grauton war wieder zum Vorschein gekommen.

Wladimir täute das Gefährt los. Die beiden Ruder lagen bereit. Sogar noch ein kleines drittes Paddel entdeckte er. Es war am Heck zwischen den Bordwänden festgeklemmt worden.

Er stieg ein. Wladimir war kein Anfänger. Rasch hatte er die ersten Schwankungen des Bootes ausgeglichen und auf der Ruderbank seinen Platz gefunden. Mit beiden Händen umschloß er die Ruder und stieß sich ab.

Inzwischen war es Nacht geworden, und so dick war die Bleidecke der Wolken auch nicht. An einigen Stellen zeigte sie Löcher. Der Himmel dort war klar, Sterne funkelten, der Mond bildete keinen exakten Kreis mehr, er war dabei, abzunehmen.

Sehr wohl war ihm nicht, aber Wladimir gehörte zu den Menschen, die nicht aufgaben, wenn sie sich einmal zu etwas entschlossen hatten, und so ruderte er weiter.

Er tauchte die Paddel ein, zog kräftig durch und nahm dabei den direkten Kurs auf die Insel.

Zeit verstrich. Die bedrückende Einsamkeit nahm den Mann auf, doch sie kam Wladimir nicht so vor. Er hatte vielmehr den Eindruck, belauert zu werden, denn jeden Augenblick konnten der dunklen Wasserfläche irgendwelche Feinde entsteigen.

Wenn, dann waren es nur Fische, die sich jetzt, wo es kühler geworden war, an die Oberfläche getraut hatten und mit schnellen

Bissen nach irgendwelchen Insekten schnappten.

Je mehr er der Mitte des Sees entgegenruderte, um so deutlicher spürte er auch, daß der Wind etwas aufgefrischt war. Er wehte ihm entgegen, ohne dabei allerdings sein Gesicht zu kühlen. Ein warmer Ofen schien ihn entlassen zu haben.

Das leise Plätschern des Wassers begleitete ihn, wenn er die Ruder eintauchte. Bei dieser anstrengenden Arbeit schwitzte er. In der Dunkelheit konnte er die Entfernungen nicht genau abschätzen.

Wladimir hatte den Eindruck, die Insel würde um keinen Meter näherrücken, er biß deshalb die Zähne zusammen und legte noch einen Schlag zu.

Der alte Kahn war ziemlich schnittig gebaut worden. Er wirkte auch nicht so schwerfällig, so daß der Russe gut vorankam und endlich auch merkte, daß die Insel vor ihm aufragte.

Er holte die Ruder ein.

Auf dem See existierten keine Strömungen. Das Boot behielt den Kurs weiter, und die Blicke des einsamen Mannes waren starr auf die Insel gerichtet. Er atmete ziemlich laut, denn das harte Rudern hatte ihn schon angestrengt.

War etwas zu sehen?

Er glaubte sogar, die Umrisse der alten Burg erkennen zu können. Jedenfalls fielen ihm die unregelmäßigen Schatten auf, nur sicher war er nicht, denn es konnten ebensogut Bäume von unterschiedlicher Höhe sein.

Er mußte abwarten, tauchte die Ruder wieder ein, und pullte weiter. Das Wasser spritzte, es schäumte, es klatschte gegen die Bordwände, als wollte es ihm ständige Nachrichten aus der unheilvollen und düsteren Tiefe überbringen.

Daß er sich mehr und mehr genähert hatte, erkannte er an dem auf der Oberfläche schwimmendem Treibgut. Pflanzenreste, kleine Zweige und auch faulige Blätter tanzten auf den Wellen, und wie ein breiter Schatten kam ihm der Schilfgürtel vor, der die Insel umgab.

Jetzt war er so nahe herangekommen, wie es sich aus dem Dorf wohl kaum jemand getraut hätte, und abermals holte er die beiden Ruder ein. Die Entscheidung mußte nun getroffen werden. Sollte er umkehren, es also dabei belassen oder noch weiter rudern, um die Insel schließlich zu betreten.

Wie er sich auch entschied, es konnte korrekt, aber auch völlig verkehrt sein.

Er überlegte noch, als er plötzlich zusammenzuckte. Ein unheimliches Heulen hatte die Stille der Nacht durchschnitten, und dieser Laut war ihm von der Insel entgegengeklungen.

Wladimir saß unbeweglich und hatte eine Gänsehaut bekommen. Sie rann wie ein eisiger Schauer an ihm herab. Dieses Heulen war

furchtbar gewesen, es konnte tiefe Ängste in einem Menschen erwecken. Gleichzeitig aber hatte es noch eine andere Bedeutung für Wladimir gehabt, denn es zeigte ihm an, daß sich auf der Insel etwas tat. Daß sie doch nicht so unbewohnt war, wie er gedacht hatte.

Das unheimliche Heulen konnte nur einen Grund haben. Auf der Insel hielt sich ein gewisses Wesen auf, eine schreckliche Kreatur, ein Werwolf eben.

Der Werwolf!

Wladimir suchte ihn ja, denn es mußte einen gegeben haben, der diese Familie getötet hatte.

Er ballte die Hände.

Sein Boot schaukelte jetzt ruhig auf den Wellen, und auch das Heulen war verstummt.

Was soll ich tun? dachte er. Die Entscheidung war ihm nicht einfacher gemacht worden, und Wladimir kam zu dem Ergebnis, sie trotz allem noch hinauszuschieben, auch wenn er wieder nach den Rudern griff und sie ins Wasser tauchte.

Er ruderte auf die Insel zu.

Noch stand nicht fest, daß er sie auch betreten würde. Er wollte sich Einzelheiten einprägen, die später wuchtig sein konnten, denn diesen Weg ruderte er bestimmt nicht nur einmal.

Eine Lücke am Ufer hätte er sicherlich auch nicht bei Tageslicht sehen können. Zu dicht wuchs das Schilf, zu kompakt war der um die Insel herumführende Schatten. Zwar trieb der Dunst an ihn heran, aber dessen Dichte hielt sich in Grenzen.

In der Uferregion rührte sich nichts. Es war sehr still. Eine schon bleierne Luft drückte sich der Oberfläche entgegen. Die Luft war schwül, sie erinnerte an regelrechtes Kopfschmerzwetter.

Noch ein paarmal zog er die Ruder durch, tauchte ein in eine Dunstinsel und glitt durch diesen hellgrauen Fleck hindurch, bis der Bug die ersten Schilfrohre knickte. Der Kahn stoppte, und Wladimir wartete.

Dabei wußte er selbst nicht genau, auf was er lauerte, aber irgend etwas würde passieren. Das sagte ihm sein Gefühl. Wer immer hier als Monstrum herrschte, es mußte erfahren haben, daß es auf seine vier Opfer nicht mehr rechnen konnte, und sicherlich würde es entsprechende Gegenmaßnahmen einleiten.

Abwarten, lauschen…

In den folgenden Minuten blieb der Russe hingekauert in seinem Boot. Er schaltete die eigenen Gedanken und Überlegungen aus, konzentrierte sich voll und ganz auf die Umgebung und natürlich auf die Insel, die jetzt wie ein großer Fleck vor ihm lag.

Sie schwieg…

Kein Heulen erreichte sein Ohr, kein Schrei, dafür etwas anderes, mit

dem er zuerst nicht zurechtkam.

Dumpfe Laute, die sich in regelmäßigen Abständen wiederholten. Wer oder was verursachte diese Geräusche? Für Wladimir stand fest, daß sie auf der Insel entstanden waren und in der Stille bis an seine Ohren drangen.

Kamen Sie näher...?

Es war nicht zu hören. Sie blieben in der gewissen Entfernung, und auch ihre Regelmäßigkeit veränderte sich nicht.

Da bewegte sich jemand am inneren Schilfgürtel entlang. Dicht am Ufer also.

Plötzlich hatte er die Lösung. Dieses dumpfe Schlagen und das leise Knacken und Brechen dazwischen, zeugten davon, daß jemand am Ufer entlanglief, und zwar nicht gerade langsam.

Er wurde spannend.

Wladimir hätte sich gern aufgerichtet, das aber wollte er nicht riskieren, denn der Platz war ihm einfach zu eng und auch zu wacklig. Deshalb blieb er im Boot knien.

Plötzlich waren die Geräusche weg.

Nichts mehr zu hören.

Wladimir kniete am Bug. Er streckte die Arme aus und umklammerte mit seinen Händen mehrere Schilfrohre, die er so weit voneinander wegdrückte, daß die Lücke groß genug war, um hindurch auf die Insel schauen zu können.

Dort bewegte sich etwas.

Nicht einmal weit von ihm entfernt. Er hörte einen hellen Schrei - und schrak zusammen, weil er ihn als den Schrei einer Frau identifiziert hatte.

Oder war es doch eine Einbildung gewesen? Hatten ihm die Nerven einen Streich gespielt?

Jetzt richtete er sich auf, stellte sich sogar hin, obwohl er Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht hatte, doch er wollte einfach über den Schilfgürtel hinweg auf die Insel schauen, um zu sehen, was sich dort abspielte.

Eine Bewegung fiel ihm auf. Gleichzeitig vernahm er das dumpfe Echo der Schritte. Wenig später knackte es vor ihm im dichten Gürtel, wieder der wütende Schrei. Etwas klatschte gleichzeitig ins Wasser, aber weiter von ihm entfernt, und Wladimir Golenkow ließ in diesem Moment alle Vorsicht fahren. Er wollte endlich Gewißheit haben, löste die Taschenlampe vom Gürtel und schaltete sie ein.

Der Strahl war breit und hell.

Er fand seinen Weg, weil die Schilfrohre doch nicht so dick waren und auch nicht zu dicht nebeneinander standen.

Und er fand ein Ziel.

Wladimir hielt den Atem an.

Was er sah, war unglaublich. Der Lampenkreis hatte den Körper einer halbnackten Frau erwischt!

***

Natürlich verging Zeit. Vielleicht waren es zwei oder drei Sekunden, das konnte der Russe nicht mehr nachvollziehen, doch sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren.

Überdeutlich sah er die Person, deren Gestalt wie die einer Statue wirkte, und er konnte sich tatsächlich Einzelheiten einprägen, die unglaublich waren.

Zunächst fiel ihm die Bewaffnung auf, denn die Frau mit den langen, lockigen Blondhaaren hielt mit beiden Händen die Klinge eines Krummschwertes umklammert. Als Kleidungsstück trug sie ein Fellcape, ansonsten nur einen Lendenschurz, der sich aus dichten Bändern zusammensetzte, die sich gleichzeitig auch als Muster über ihren Körper gelegt hatten, als wollten sie dort ein Spinnennetz bilden. Der Mund dieser Person stand offen. Weiße Zähne schimmerten, und der Blick ihrer Augen schien aus Stahl zu bestehen.

Ob sie Wladimir sah, wußte er nicht. Wahrscheinlich aber wurde sie von der Lampe geblendet, und plötzlich bewegte sie sich mit einer kaum nachvollziehbaren Schnelligkeit zur Seite. Er wollte ihr noch mit der Lichtlanze folgen, aber die Person war längst im Dickicht des Ufergebüschs verschwunden.

Erst jetzt kam Golenkow dazu, tief durchzuatmen. Das hatte er auch verdammt nötig gehabt, denn was ihm da widerfahren war, konnte er so bald nicht verkraften. Das war unglaublich gewesen. Er dachte wieder an das Heulen und hätte eigentlich einen furchtbaren Werwolf erwartet, statt dessen war eine beinahe nackte Frau in den Lichtstreifen seiner Lampe gelaufen. Und dafür eine Erklärung zu finden, war so gut wie unmöglich.

Hatte sie geheult?

War sie vielleicht einmal Mensch, dann wieder Werwolf? Was gab es da, und konnte es so etwas überhaupt geben, so fragte er sich.

Er löschte die Lampe, weil er einfach in der Dunkelheit bleiben wollte. Dort war er auch geschützt, er konnte dann über die Probleme nachdenken.

Es war nichts mehr zu hören. Die Frau hatte es tatsächlich geschafft, lautlos in der Dunkelheit zu verschwinden. Wladimir fragte sich, ob sie es gewesen war, deren Schritte er als dumpfes Echo über den Schilfgürtel hinweg gehört hatte.

So wie diese Unbekannte sah beileibe kein Werwolf aus. Er suchte nach einem Vergleich, fand so schnell keinen und kam zu dem Ergebnis, daß sie auch eine Person hätte sein können, die derartige Monstren jagt. Ihr Schwert mit der gekrümmten Klinge hatte

eigentlich alles gesagt. Damit würde sie die Bestien jagen und ihnen auch die Köpfe abschlagen. Golenkow glaubte auch nicht, daß diese Frau seine Feindin war. Sie hatte ihn zwar wild angestarrt und war dabei durch das Licht geblendet worden, doch eine eisige Feindschaft hatte er nicht gespürt. Er ging sogar von etwas anderem aus.

Es konnte durchaus möglich sein, daß die Frau sogar erschienen war, um ihn zu warnen. Ja, sie wollte, daß er die Insel nicht betrat.

Sollte er sich daran halten?

Wladimir zählte sich nicht zu den Feiglingen, aber er wußte auch, daß ihm Grenzen gesteckt waren.

Zudem sollte John Sinclair, wenn er denn eintraf, ihn nicht als Leiche vorfinden. Da war es besser, wenn er sich für den taktischen Rückzug entschloß.

Er nahm wieder auf der Mittelbank Platz und stemmte die Ruder in das Schilfdickicht. Es war so widerborstig, daß er es als Halt nehmen konnte. Langsam und schwerfällig befreite er sich und sein Boot aus dem unmittelbaren Bereich des Ufers.

Irgendwo war er froh, diese Stelle wieder verlassen zu können. Er schaute noch einmal zur Insel zurück, über der sich die feinen, feuchten Schwaden ausbreiteten. Und er schwor sich, nicht zum letztenmal hier gewesen zu sein.

Wladimir ruderte wieder zurück. Das Ufer war nicht zu sehen, doch verfehlen konnte er es nicht.

Diesmal interessierte ihn seine Umgebung kaum, zudem war er zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, als darauf zu achten.

Einen Werwolf hatte er nicht zu Gesicht bekommen, dafür diese wild aussehende, halbnackte Frau, die ihm vorkam wie eine Fighterin aus einem Fantasy-Film. Was hatte sie auf dieser einsamen Insel verloren gehabt? Er wußte die Antwort nicht, war aber davon überzeugt, daß er sie noch bekommen würde.

Durch die Zwangspause hatten sich seine Kräfte wieder regenerieren können. Er zog die Ruderblätter sehr wuchtig durch und gewann dabei immer mehr an Geschwindigkeit. Gleichzeitig überlegte er, ob er Oleg Blochin von dieser Entdeckung berichten sollte. Möglicherweise wußte der Russe Bescheid. Wie Wladimir erfahren hatte, existierten auch Gegenden und Geschichten, die sich allesamt um die geheimnisvolle Insel im See drehten.

Jedenfalls war die blonde Frau mit dem Schwert nicht seiner Einbildung entsprungen.

Das Boot schnitt die Wellen. Es glitt dahin, als wäre es mit einem Motor ausgestattet, der lautlos lief.

Bis es den Schlag an der rechten, der Steuerbordseite bekam!

Golenkow fuhr zwar weiter, zog die Ruder aber ein, weil er irritiert war.

Natürlich konnte irgend etwas auf dem Wasser schwimmen, das er gerammt hatte, ein großes Stück Holz oder ineinandergekeiltes Geäst, das aber hätte er sehen müssen, denn er schaltete die Lampe ein und leuchtete die Oberfläche in seiner unmittelbaren Nähe ab.

Dort war nichts zu sehen.

Nur die Wellen, die ihn an zuckendes und tanzendes Glas erinnerten. Getäuscht hatte er sich nicht, und er glaubte auch nicht, daß sich im See derartig große Fische tummelten, die einen so starken Aufprall verursacht hätten.

Das war etwas anderes gewesen.

Wladimir kniete im Boot. Er kam sich plötzlich sehr allein vor. Das mochte auch an den dünnen Nebelschwaden liegen, die ihn lautlos umwehten. Noch immer leuchtete er auf das Wasser. Er wechselte auch die Richtung und hoffte so, das andere Wesen zu locken.

Und es kam.

Aber genau hinter ihm, denn er konnte nicht in alle Richtungen gleichzeitig leuchten. Etwas war aus dem Wasser geschnellt und hielt den Bootsrand umklammert.

Die Kraft zog das Boot auf die Seite, und den Mann auch zurück. Er drehte sich trotzdem und sah die beiden Hände, die an der Bordwand zerrten.

Nein, keine Hände!

Diesmal waren es Pranken, und Golenkow war sicher genug, um zu wissen, daß sie zu einem Werwolf gehörten…

***

Den Kopf sah er nicht, er schwamm noch unter Wasser, aber die Hände verstärkten den Druck. Es war klar, daß die Bestie das Boot zum Kentern bringen wollte, denn im Wasser war sie dem Menschen immer überlegen. Der Russe zog seine Waffe. Auch wenn er Gefahr lief, durch sein eigenes Körpergewicht die Neigung nach Steuerbord noch zu verstärken, so mußte er das Risiko eingehen, denn nur auf diese Art und Weise bekam er mehr von dem Werwolf zu Gesicht.

Unter der dünn wirkenden Oberfläche schwamm etwas Dunkles. Das konnte der Kopf sein.

Der Russe zielte in die Tiefe. Den Schädel konnte er nicht verfehlen, doch es kam anders.

Das Monstrum schien die Bewegung geahnt zu haben. Zwar krümmte er noch den Finger, im selben Augenblick aber ließen die Pranken den Bootsrand los, und der Kahn schnellte wieder zurück wie ein breiter Gummikorken. Der Schuß löste sich. Die Kugel fuhr irgendwohin, nur leider nicht in das Ziel. Wladimir kippte zurück. Die Gegenreaktion schleuderte ihn auf die Steuerbordseite. Er hatte Glück, daß er sich dabei zusammenrollte, sonst wäre er über Bord gegangen.

So blieb er noch in seinem schaukelnden Kahn hocken.

Er schaute trotzdem dorthin, wo er den schwimmenden Werwolf vermutete. Das Wasser schäumte in einem breiten Fleck auf. Es stiegen sogar Blasen aus der Tiefe hoch, aber seinen Gegner sah er nicht mehr. Der war regelrecht abgetaucht.

Er fluchte nicht, aber er ballte vor Zorn die Hände. Es hatte so einfach ausgesehen und war doch ein Schuß in den Ofen gewesen. Allerdings traute Wladimir dem Frieden nicht. Die Bestie hatte ihn entdeckt, sie hatte also Blut geleckt, und er konnte sich gut vorstellen, daß sie sich zu einem zweiten Angriff entschloß.

In der nächsten halben Minute passierte nichts. Golenkow ging sogar das Risiko ein und leuchtete die Wasserfläche ab, ohne auch nur einen Schatten zu Gesicht zu bekommen. Das wiederum ärgerte ihn. In seinem Magazin steckten noch genügend Kugeln, um auch einem zweiten oder dritten Werwolf den Garaus zu machen.

Er mußte passen.

Wladimir schaltete die Lampe aus, griff nach den Rudern und wollte sie ins Wasser tauchen, als er noch einmal an die Bestie erinnert wurde. Nicht einmal weit entfernt, schoß ein gewaltiger Körper aus dem Wasser und bildete einen Halbbogen.

Das war er!

Groß, wuchtig, pechschwarz und gleichzeitig wesentlich größer als ein normaler Werwolf. Diese Bestie gehörte zu den Riesen. Sie hatte auch ihr Maul weit aufgerissen, als wollte sie noch im Sprung nach einer Beute schnappen.

Da war aber nichts zu finden, und die Gegenkraft zerrte das Untier wieder zurück in das Wasser, wo es blitzschnell untertauchte und in der Tiefe verschwand.

Es war alles so schnell gegangen, daß Wladimir keine Zeit mehr gefunden hatte, eine Waffe zu ziehen. Eines aber wußte er. Es gab diese Urbestie tatsächlich, und die Menschen in der Nähe des Sees fürchteten sich nicht grundlos.

Eine blonde Frau und ein Riesenwolf!

Das war kaum zu erklären, das glich einem Märchen, aber nicht der Realität!

Und doch mußte es zwischen diesen beiden so unterschiedlichen Personen einen Zusammenhang geben. Ihn herauszufinden, dabei würde ihm sicherlich John Sinclair helfen. Wladimir wußte jetzt auch, wie es der Werwolf schaffte, von seiner Insel wegzukommen. Er schwamm einfach an Land und holte sich die Menschen.

»Den Zahn werde ich dir ziehen!« keuchte Golenkow. Er griff wieder nach den Rudern. Schweiß klebte in seinem Gesicht, über das noch die letzten Wasserspritzer liefen. Auch das Boot schaukelte nicht mehr so wild.

Der Russe rechnete mit keinem weiteren Angriff auf ihn, aber seine Gedanken bewegten sich bereits in die nahe Zukunft hinein. Er fragte sich, weshalb diese Bestie durch den See geschwommen war.

Einfach nur, um ihn zu fangen, oder hatte sie ein bestimmtes Ziel gehabt? Eben der Ort am anderen Ufer des Sees.

Der Gedanke wollte Wladimir überhaupt nicht schmecken. Dort hinten lebten ahnungslose Menschen, die wahrscheinlich schliefen und für einen Werwolf leichte Beute waren.

Die Befürchtung trieb ihn voran. Wladimir ruderte noch schneller als bei der Hinfahrt, und er atmete zum erstenmal auf, als er die Schatten der Häuser am Ufer sah und die wenigen Lichter dazwischen.

Sie wirkten ein wenig verloren und konzentrierten sich zumeist in der Nähe des Bahnhofs. Dort leuchteten einige Laternen, auch wenn um diese nächtliche Zeit kein Zug mehr kam.

Kurz vor Erreichen des Schilfgürtels leuchtete ihn der Mann mit der starken Lampe an, denn er wollte das Boot wieder an den Steg täuen. Er hatte Glück gehabt, weil er nicht zu weit abgetrieben war. Nach einigen Kurskorrekturen ruderte er genau auf das in den See reichende Ende des Stegs zu.

Der Rest war ein Kinderspiel. Er täute das Boot fest und war froh, als er endlich die Bohlen unter seinen Füßen spürte, auch wenn sie weich waren.

Noch etwas wacklig in den Knien schritt er an Land. Vom Werwolf war nichts zu sehen. Kein Schatten huschte durch die Nacht. Er war das einzige zweibeinige Lebewesen in der Nähe.

Über den schmalen Pfad ging er wieder zurück in den Ort. Tief atmete er durch. Allmählich beruhigten sich seine aufgepeitschten Nerven wieder und er dachte schon jetzt darüber nach, was wohl Oleg Blochin zu seinen Entdeckungen sagen würde.

Vielleicht nichts, aber für einen Spinner konnte er ihn einfach nicht halten, denn so etwas saugte sich kein Mensch aus den Fingern. Da entsprach alles haarklein den Tatsachen.

Im Dorf empfand er die Stille als bedrückend. Auf dem See hatte noch ein leichter Wind geweht.

Hier stand die Luft wie eine wattige schwarze Masse zwischen den Häusern.

Am Himmel hatten sich die Wolken wieder mehr verdichtet. Sie verdeckten die meisten freien Stellen, so daß nach den Sternen erst noch gesucht werden mußte.

Blochins Haus lag ebenfalls in völliger Stille. Hinter keinem Fenster brannte Licht. Oleg und seine Frau lagen sicherlich schon im Bett, wobei Oleg wohl kaum würde einschlafen können, nach dem, was er in den letzten Stunden durchgemacht hatte.

Bevor er die Tür des Anbaus aufstoßen konnte, hörte er von

gegenüber das Knarren einer Tür.
Wladimir wirbelte herum.
Er sah zuerst keinen Menschen, bis er den Schatten entdeckte, der sich im Türspalt abzeichnete. Es war eine alte Frau, das entnahm er dem Klang der Stimme.
Über die schmale Straße hinweg rief sie ihm eine Warnung zu. »Es ist nicht gut, wenn man sich in diesen Zeiten allein und in der Dunkelheit nach draußen traut. Geh lieber hinein, Söhnchen, geh lieber hinein.«
»Warum?«
»Die Nacht ist böse, sehr böse, sogar. Das kannst du einer alten Frau ruhig glauben.«
Er glaubte ihr und hörte noch, wie sie die Tür von innen wieder zuzog. Das war auch für ihn das Zeichen, den Anbau zu betreten. Es tat ihm gut, wieder hier zu sein. Das gab ihm das Gefühl, die große Gefahr hinter sich gelassen zu haben. Er wollte auch nicht daran glauben, daß ihm der Werwolf gefolgt war und sich ebenfalls im Ort aufhielt. Seiner Meinung war die Bestie einfach zu sehr abgelenkt gewesen.
Da sich Wladimir nicht so gut auskannte, machte er sicherheitshalber Licht, als er den Anbau betreten hatte. Er ging die schmale Treppe hoch und dann in den kurzen Gang hinein, der zu seinen Zimmern führte. Schon nach dem ersten Schritt überkam ihn der Eindruck, nicht mehr allein zu sein. Er wollte bereits seine Waffe ziehen, als er die Stimme hörte. Sie klang im Dunkeln auf und gehörte seinem Freund Oleg Blochin.
»Komm ruhig näher, mein Freund. Ich habe dich erwartet.«
Wladimir betrat das Zimmer. Oleg saß im Dunkeln, deshalb machte der Besucher Licht.
»Willkommen im Leben«, sagte Blochin. »Ich habe schon gedacht, dich nur noch als Leiche zu sehen…«

***

Golenkow lachte nach diesen Worten auf, als er sich auf das Bett setzte und seinen Kopf zwischen die Handflächen preßte. So nickte er seinem Freund zu. »Tut mir leid, daß ich dir nichts gesagt habe, aber es hat mich eben überkommen.«
»Darf ich raten, wo du gewesen bist?«
»Bitte.«
»Du bist zur Insel gefahren.«
Wladimir schüttelte den Kopf. »Nicht ganz. Bis in Sichtweite und dann noch ein Stück näher.« Er lächelte. »Aber es hat sich gelohnt, auch wenn es beinahe ins Auge gegangen wäre.«
»Dann hast du etwas entdeckt?« Blochin beugte sich gespannt vor.
»Und ob.«

Blochin bewegte so stark seine Augen, daß die Pupillen wie rollende Kugeln wirkten. »Verdammt, was denn? Los, red schon. Laß dir nicht jedes Wort aus der Nase ziehen.«

»Das tue ich nicht. Aber diesmal brauche ich einen Schluck, wenn es nicht zuviel verlangt ist.«

»Moment.« Blochin stand auf. Er öffnete die Tür eines schmalen Schranks. Dort standen zahlreiche Flaschen. »Meine Schatzkammer«, erklärte Oleg grinsend. »Davon weiß keiner, nicht einmal meine Frau.« Er holte eine Flasche mit braunem Inhalt hervor. »Das ist sogar Whisky.«

»Dann her damit!«

Blochin warf seinem Freund die Flasche zu. Der fing sie auf und drehte den Verschluß nach links.

Ein Glas brauchte er nicht. Er trank aus der Flasche und spürte tatsächlich, daß ihm der Alkohol in diesem Fall guttat. Auf einen zweiten Schluck verzichtete er. Dafür überließ er Blochin die Flasche, der ebenfalls trank.

Dann berichtete Wladimir von seinen Erlebnissen. Er hatte gedacht, einen staunenden Oleg Blochin zu erleben, der aber nickte hin und wieder, als wollte er seinem Freund alles noch einmal genau bestätigen. Die beiden Begegnungen schienen ihn nicht sonderlich überrascht zu haben. Er war nur auffallend nachdenklich geworden und bemerkte im Anschluß daran: »Dann hast du genau in das legendenhafte Wespennest hineingestochen, mein Freund.«

»Was soll das denn wieder heißen?«

»Ganz einfach. Es geht hier um die alten Geschichten, die sich um die Burg auf der Insel rankten. Ja, dort soll ein Monstrum gelebt haben, aber die göttliche Kraft, wie es heißt, hat irgendwann zugeschlagen. Bei einer mächtigen Überschwemmung, die einem gewaltigen Unwetter folgte, ist die Insel ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen worden. Das Böse wurde dabei in die Tiefe gezerrt.«

»Ist das alles?«

»Im Prinzip schon.«

»Dann war das Monstrum ein Werwolf?«

Blochin nickte. »Den hast du ja gesehen.«

»Keinen normalen, Oleg. Das war ein Riesenvieh, ein mächtiger Klotz. So etwas ist sicherlich meinem Freund John Sinclair noch nicht vorgekommen, und der hat schon viel erlebt.«

»So wurde er auch in den Legenden geschildert.« Blochin trank wieder einen Schluck.

»Und was war mit der Frau, die ich gesehen habe? - Du«, er streckte den Finger vor, »die habe ich mir nicht eingebildet, die hat es tatsächlich dort gegeben.«

»Das kann ich mir denken.«

»Berichten die alten Geschichten davon?«
»Ja, so ist es.«
»Wie denn?«
»Nun ja, ich weiß nicht, was da stimmt und was man hinzugedichtet hat. Aber es ging um folgendes. Diese junge Frau hatte sich geschworen, die Bestie zu töten, weil diese wiederum die Kinder der Frau und deren Amme umgebracht hat.«
»Aber sie schaffte es nicht.«
»Richtig.«
»Starben denn die Kinder und die Amme?«
»Ja, leider. Und jetzt ist die Frau verflucht, weil sie es nicht geschafft hat, die drei Leben zu retten. Sie kann erst wieder ihre Ruhe finden, wenn auch der Werwolf vernichtet worden ist. Das ist die ganze Geschichte.«
»Die man auch hier im Ort glaubt?«
»Teils, teils, ich weiß es nicht so genau. Jedenfalls ist den beiden wohl keiner so nahe gekommen wie du, Wladimir. Ich habe das Gefühl, als würden sich die Dinge verdichten und sich allmählich eine endgültige Lösung anbahnen. Der Werwolf ist wieder aus der Tiefe aufgetaucht. Frag mich nicht nach den Gründen, aber er hat furchtbar zugeschlagen und eine Familie getötet. Auch die Frau erschien, und sie war mit einem Schwert bewaffnet wie du berichtet hast. So sieht man sie auch als legendenhafte Person.«
Wladimir schauderte. »Gibt es noch irgendwelche Dinge, die berichtenswert wären?«
»Nein, im Moment nicht.«
Wladimir glaubte dem Freund aus alten Zeiten nicht so recht. Trotz des Lichts war es auch zu dunkel im Raum, um sein Gesicht genau erkennen zu können. Ein Teil lag im Schatten. »Lassen wir die Vergangenheit ruhen, Oleg. Kommen wir zur Gegenwart. Wir müssen damit rechnen, daß der Werwolf diesen Ort noch einmal heimsucht und erneut mit dem wahnsinnigen Töten beginnt.«
»Das befürchte ich auch.« Er hob die Schultern. »Sag selbst, was du dagegen tun willst? An den Eingängen des Dorfes Wachen postieren? Das wäre eine Möglichkeit, doch ich glaube kaum, daß du dafür genügend mutige Männer finden wirst.«
»Daran habe ich auch nicht gedacht.«
»Sondern?«
»Diese Aufgaben werden John Sinclair und ich übernehmen.« Er rieb über seine Augen. »Ich hoffe ja mit Nachdruck, daß sich die Bestie in dieser Nacht nicht mehr zeigt.«
So optimistisch war Blochin nicht. »Was ist denn, wenn er dich verfolgt hat?«
»Daran glaube ich nicht.«

»Weshalb nicht?«
»Weil ich mir sehr gut vorstellen kann, daß er von dieser blonden Frau gejagt wird.« Wladimir schüttelte den Kopf. »Ich komme mit ihr noch nicht zurecht, so leid es mir tut. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß eine derartige Person in der heutigen Zeit existiert. Ich weiß nicht einmal, ob sie aus Fleisch und Blut besteht, obwohl sie so ausgesehen hat und mir wenig geisterhaft vorkam.«
Blochin räusperte sich. »Sie ist eine Legende und demnach sehr alt, mein Freund.«
»Wie alt?«
»Keine Ahnung. Ich kann nur das berichten, was sich die Menschen hier erzählen. Da wir den Werwolf jagen, sollten wir die blonde Frau als eine Verbündete ansehen, meine ich zumindest.«
»Einverstanden.«
Blochin stand auf. Er stellte die Flasche auf den Tisch. »Ich lasse sie dir hier, du siehst aus, als könntest du noch einen kräftigen Schluck vertragen. Kein Wunder bei dem, was du hinter dir hast. Ich hätte mir dabei vor Angst wahrscheinlich in die Hosen gemacht, aber so ist jeder nun mal anders.«
»Stimmt.«
»Wann willst du morgen aufstehen?«
»Keine Ahnung. Willst du mich wecken?«
»Wenn du willst.«
»Nein, laß mal, ich komme schon allein damit zurecht.«
»Ist klar. Dann wünsche ich dir eine gute Nacht.« Oleg ging zur Tür, wo ihn Wladimirs Stimme einholte.
»Ach ja, grüße deine Frau Irina von mir, die ich noch nicht zu Gesicht bekommen habe.«
»Werde ich machen. Vielleicht hat sie morgen mehr Zeit als in den letzten Tagen.«
Oleg ging, und Wladimir Golenkow schaute ihm nachdenklich hinterher. Er konnte selbst nicht sagen, was ihn störte, aber irgendwo traute er seinem Freund nicht, und er fragte sich, ob er ihn überhaupt als einen Freund bezeichnen sollte? Er kannte ihn seit einigen Jahren. Sie waren beide beim selben Verein gewesen und hatten sehr fortschrittlich gedacht. Jetzt gab es den KGB in seinen alten Strukturen nicht mehr, und Blochin hatte sich in seinen Heimatort zurückgezogen. Früher hatten hier Deutsche gewohnt, und die alten Legenden mußten demnach von ihnen übernommen worden sein, obwohl die meisten nach dem Krieg vor den anrückenden Truppen der Roten Armee aus Ostpreußen geflohen waren.
Alte Legenden, die Frau mit dem Schwert, der riesige Werwolf - da fragte sich der gute Wladimir schon, wie das alles zusammenpaßte. Er nahm noch einen Schluck Whisky, was seine Gedanken auch nicht

klarer machte, dafür aber die Müdigkeit verstärkte.

Er kam trotzdem zu einem Ergebnis. Hier im Ort würde er keinen Erfolg erringen. Der war ihm wahrscheinlich nur vergönnt, wenn er es schaffte, auf die Insel zu gelangen.

Dort mußte er den Werwolf stellen.

Doch nicht allein, sondern mit John Sinclair, dem Mann, den er als Freund bezeichnete und auf den er sich hundertprozentig verlassen konnte. Mit diesem Gedanken legte er sich auf das Bett nieder und war innerhalb kürzester Zeit eingeschlafen…

***

Es war nicht zu fassen, aber ich erlebte eine Fahrt, die irgendwie schön, sentimental und auch gemütlich war, denn ich hockte in einem Zug, dessen Wagen von einer Dampflok gezogen wurde.

Von Warschau fuhr ich nach Norden, einem Ziel entgegen, das ich bisher noch nicht kannte.

In Warschau war ich noch am Tag des Anrufes gelandet, denn es gab eine Abendmaschine, die von London aus startete. Sehr lange hatte ich versucht, einen Leihwagen zu bekommen, was ohne vorherige Anmeldung nicht möglich gewesen war, und so mußte ich mich eben auf den Zug verlassen. Da der Zug nach Danzig fuhr, mußte ich im ehemaligen Allenstein umsteigen und den Rest mit dieser Bimmelbahn hinter mich bringen, was mich aber nicht störte, denn so bekam ich etwas von der reizvollen Landschaft mit. Flache, grüne Auen, zahlreiche Seen, endlose Weite.

Suko war in London geblieben. Er wäre gern mitgefahren, aber wir hatten beschlossen, daß er blieb, um auch Sir James zu unterstützen, der es noch immer nicht überwunden hatte, eine junge Frau erschossen zu haben, obwohl er dabei in die Krallen einer fremden Macht geraten war.

Das lag hinter ihm. Es hatte noch ein Nachspiel mit der Mutter der Toten gegeben, die sich als Katzenfrau entpuppt hatte und sich noch an Sir James hatte rächen wollen, was ihr beinahe gelungen wäre.

Sir James brauchte jetzt jemand, mit dem er sprechen konnte, da war Suko eben der Richtige.

Ich konnte mich derweil um das neue Problem meines Freundes Wladimir Golenkow kümmern.

Es ging um einen Werwolf!

Wladimir Golenkow war alles, nur kein Schaumschläger. Wenn er mich anrief und um Hilfe bat, konnte ich mich darauf verlassen, daß es einige Probleme gab, denn das hatte sich in der Vergangenheit schon des öfteren gezeigt. Er hatte mir nicht viel erklärt, aber das wenige hatte leider gereicht.

Vier Opfer!

Eine Familie - der Vater, die Mutter, der Sohn und auch die kleine Tochter.

Ich verlor etwas von meiner Sommerbräune, als ich darüber nachdachte. In diesem Ort hatte sich ein alter Werwolf-Fluch erfüllt, daß diejenige Person, die von einer derartigen Bestie angefallen wurde, ebenfalls zu einem Werwolf degenerierte. Er würde sich dann wieder Opfer suchen, sie beißen und diese ebenfalls zu Werwölfen machen. Das war der gleiche Kreislauf wie bei einem Vampir.

Der Zug zuckelte durch die flache Landschaft. Er hatte ja Zeit, soviel Zeit. Nur einen Vorteil konnte ich entdecken. Er stoppte zumindest nicht an jedem Dorf. Hin und wieder ließen wir Ortschaften aus, dann rollte er langsam durch die größeren Dörfer, und ich konnte von meinem Abteil aus die Menschen auf den Feldern beobachten, die unter dem strahlenden Sonnenschein Schwerstarbeit verrichteten und einen Teil der Heuernte einbrachten.

Ich hatte mir eine Karte der ersten Klasse gekauft. Der Wagen war sicherlich um einiges älter als ich, aber recht sauber, auch wenn die Bequemlichkeit der Sitze stark zu wünschen übrig ließ, denn unter meinem Allerwertesten spürte ich oft genug einen Druck, der sich aus den Tiefen des Sitzes in die Höhe bohrte und mich leicht malträtierte.

Ich hockte als einziger Fahrgast im Abteil. Vom Gang her hörte ich helle Kinderstimmen und auch lautes Lachen. Zwei Stationen zuvor waren zahlreiche Schulkinder eingestiegen und hatten sich auf mehrere Abteile im Wagen vor dem meinen verteilt. Mich störte ihr Lachen nicht, ich empfand es als erfrischend. Es paßte auch in diesen herrlichen Sommertag hinein. Die Sonne schien die Landschaft zu vergolden. Der Himmel, auf dem sie ihren Platz gefunden hatte, zeigte ein wunderbares Blau, da konnte man sich eigentlich nur freuen.

An der Abteiltür fiel mir eine Bewegung auf. Ich drehte den Kopf nach links und sah die Gesichter zweier Kinder, die mich neugierig anschauten.

Als ich ihnen zuzwinkerte, fingen sie an zu lachen und zogen sich hastig zurück.

Ich grinste. Das tat ich auch dann noch, als wenig später ein amtlich aussehender Mensch die Abteiltür aufzog, um meine Fahrkarte zu kontrollieren.

Unterhalten konnte ich mich nicht mit ihm, denn seine Sprache verstand ich nicht. Erst nach dem Mittag rollten wir über die russische Grenze. Die Schulkinder waren vorher ausgestiegen, und andere Fahrgäste betraten den Zug. Ich bekam Besuch von einem gelackt aussehenden Mann, der eher an einen sizilianischen Mafioso erinnerte als an einen Russen. Als er mich ansprach und merkte, wie wenige Worte Russisch ich nur sprach, versuchte er es in Englisch. Wir radebrechten uns so durch, und ich erfuhr, daß er als Vertreter

arbeitete, der den Menschen die neue, westliche Kosmetik andrehen wollte, die eigentlich keiner brauchte. Er öffnete mir sogar seinen Musterkoffer. Sein Sortiment konnte sich sehen lassen, nur waren es die allerbilligsten Marken, die vor allen Dingen stanken.

Angeblich konnte er gut verdienen, und er selbst roch nach allem möglichen Zeug. Wahrscheinlich hatte er von jedem Fläschchen eine Probe auf seine Haut getupft.

Zwei Stationen weiter stieg er aus. Zuvor hatte er sich noch im Spiegel betrachtet und sein Menjou-Bärtchen zurechtgestrichen. Mir jedenfalls hatte er noch erklärt, daß ich in ungefähr einer halben Stunde am Ziel sein würde.

Das tröstete mich, denn allmählich wurde mir die Fahrt in den hohen Nachmittag hinein doch recht lang.

Ich rauchte eine Zigarette, schaute wieder aus dem Fenster und sah, daß sich die Landschaft kaum verändert hatte. Auch die Menschen sahen gleich aus. Die Frauen trugen ärmellose Kittel, und ihre Kopftücher wehten im leichten Sommerwind. Hin und wieder winkten die Menschen von den Feldern her dem vorbeifahrenden Zug zu.

Ich bekam Hunger. Aus dem Flugzeug hatte ich mir einen Sandwich mitgebracht. Er war natürlich trocken geworden. Das Salatblatt hatte sich leicht geschwärzt, das hätten höchstens die Schweine gegessen. Ich nahm es ab, stopfte es in den befestigten Abfalleimer und aß das weich gewordene Brötchen ohne Salat.

Von Geschmack konnte keine Rede sein, aber es stopfte den ersten Hunger zu.

Der vorletzte Halt.

Zwei Frauen stiegen ein. Bäuerinnen mit Käfigen, in denen Hühner flatterten. Sie setzten sich nicht zu mir. Ich hörte sie im Nachbarteil schnattern, und die Hühner gackerten dabei mit den Stimmen der Menschen um die Wette.

Neugierig wurde ich schon, als der Zug seine Geschwindigkeit verlangsamte.

Nicht weit entfernt lagen zwei Seen unterschiedlicher Größe. In dem einen war eine Insel. Etwas Dunkles ragte von dieser Insel her in die Höhe. Als ich hinschaute, überkam mich irgendwie ein leichtes Gruseln. Vielleicht paßte dieses alte Gemäuer einfach nicht zu dem herrlichen Sonnenschein.

Wir rollten in den Bahnhof.

Slobicze. Dieses Dorf mit dem für mich beinahe unaussprechlichen Namen war mein Ziel. Ein Bahnsteig tauchte auf. Sehr schmal sah er aus, und die Pfosten, die das Dach des Gebäudes hielten, bestanden aus Holz.

Ich stand schon an der Tür und schaute hinaus. Wladimir Golenkow hatte versprochen, mich abzuholen, bisher allerdings hatte ich ihn

nicht zu Gesicht bekommen.
Es konnte auch sein, daß ich ihn übersehen hatte, obwohl dies schlecht möglich war, denn die lange, ein wenig schlaksige Gestalt des blonden Russen fiel eigentlich auf.
Der Halt!
Ich öffnete die Tür und hörte eine krächzende Lautsprecherstimme, die etwas bekanntgab, das ich nicht verstand. Ansonsten herrschte auf dem Bahnhof eine beinahe friedhofsähnliche Ruhe, und die Menschen, die sich hier aufhielten, wirkten wie Puppen. Auch die, die nicht auf den Bänken saßen und ins Leere schauten.
Ich tat dies nicht, stand vor dem Wagen und blickte mich um, ohne eine Spur von Wladimir Golenkow zu entdecken.
Konnte oder wollte er nicht?
Nicht daß ich wütend wurde, aber ärgerlich war es schon. Zudem wußte ich nicht, wo ich hinwollte.
Zwar kannte ich Wladimirs Bekannten namentlich, er hieß Oleg Blochin, aber wo der nun wohnte, war mir nicht bekannt.
Ich schaute auf die Uhr, während der Zug nach einem schrillen Pfiff des Stationsleiters wieder abfuhr.
Zu früh war ich nicht eingetroffen, wohl aber runde zwanzig Minuten zu spät.
Da hätte Wladimir doch warten können.
Der Arger verschwand und schuf einer gewissen Besorgnis Platz. Schließlich lag eine Zeit zwischen seinem Anruf und meiner Ankunft hier, da konnte eine Menge geschehen sein.
Ich merkte wohl, daß mich die Menschen anschauten. Ihre Blicke brannten förmlich auf meinen Rücken. Man war es wohl nicht gewohnt, daß Fremde aus dem Zug stiegen.
Was tun?
Hier auf dem Bahnhof stehen, wollte ich auch nicht. Ich zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen, nahm den Koffer hoch und machte mich auf den Weg.
Um nach dem Oleg Blochins Haus zu fragen, traute ich mir noch zu. Vor dem Bahnhof parkten einige sehr alte Fahrzeuge osteuropäischer Marken. Ein Taxi gab es natürlich nicht in diesem Kaff.
Wahrscheinlich wäre der Besitzer auch bei der geringen Nachfrage verhungert. Hier konnte man alles zu Fuß erledigen.
Für das Dorf selbst hatte ich kaum einen Blick, denn mein ungutes Gefühl steigerte sich. Nach einigen Schritten war ich davon überzeugt, zu spät gekommen zu sein, und irgendwie fühlte ich mich auch hilflos.
Ich entdeckte einen älteren Mann, der neben einem Auto stand und in meine Richtung schaute. Auf ihn ging ich zu. Unter dem Rand der Schiebermütze hinweg schaute er mir mißtrauisch ins Gesicht, als ich vor ihm stehenblieb und ihn grüßte.

Er nickte nur.

»Oleg Blochin? Wo…?« fragte ich.

Er legte seine Hand an das linke Ohr, und ich wiederholte die Frage. Dann sprach er so schnell, daß ich nichts verstand und nur die Schultern hob. »Ich will hin.«

»Zu Blochin?« fragte der Mann in deutscher Sprache. Er war wohl deutscher Abstammung.

Da konnte ich ihm antworten. »Ja, ich werde von ihm erwartet und habe eigentlich gedacht, daß er oder sein Freund Wladimir Golenkow mich abgeholt hätten. Aber…«

»Wladimir, der Fremde?«

»Sicher, kennen Sie ihn?«

Er schaute mir tief in die Augen, nickte, bekreuzigte sich und erklärte mir nur noch den Weg. Als ich mich bei ihm bedanken wollte, ging er schnell weg.

Auch diese Begegnung hatte mein ungutes Gefühl nicht eben weniger werden lassen.

Was tat sich hier? Wahrscheinlich wußte er Bescheid, welche Tat Wladimir hatte begehen müssen.

In einem derartigen Ort spricht sich so etwas in Windeseile herum.

Wie dem auch war, ich wollte endlich Gewißheit haben und machte mich auf den Weg zu Oleg Blochin.

Über Slobicze aber schienen sich unsichtbare, düstere Wolken zusammenzuziehen…

***

Wladimir Golenkow hatte nicht nur schlecht geschlafen, sondern noch mies geträumt. Dementsprechend war auch seine Laune, als er sich ziemlich kaputt aus dem Bett wälzte. Nur der Umstand, daß an diesem Tag sein Freund John Sinclair eintreffen würde, ließ ihn den Fluch, der ihm auf der Zunge lag, runterschlucken.

Für eine Weile blieb er auf dem Bettrand sitzen und starrte ins Leere. In seinem Kopf brummte es.

Bruchstückhaft tauchten Szenen aus den Träumen der zurückliegenden Nacht auf, verwischten aber sofort, so daß er sich an nichts mehr erinnern konnte. Es war auch besser so, sonst hätte er sich zu schlecht gefühlt.

Er stand auf.

Das Zimmer war noch von seinem Schlafgeruch erfüllt. In Sichtweite stand die Whiskyflasche. Er stellte sie wieder in den Schrank, öffnete das Fenster und war froh, die frische Luft einatmen zu können, die tief in seine Lungen drang.

Es war eine herrliche Luft, noch nicht erwärmt, kühl durch die Brise am Morgen geworden, die von See her über die Stadt wehte und sein

Gesicht streichelte.
Er sah das Gewässer zwar, leider nur einen Teil davon. Die Insel war von seinem Platz aus nicht zu erkennen. Als er an sie dachte, preßte er die Lippen zusammen. Die Erinnerung wühlte sich wieder hoch, seine Augen brannten plötzlich, er dachte an die Bestie und die mit einem Schwert bewaffnete Frau, die er für einen Moment im Licht der Taschenlampe gesehen hatte.
War es tatsächlich die Verfluchte gewesen, wie sein Freund Blochin behauptet hatte?
Es hatte sich alles sehr vage angehört. Tatsache aber war und blieb auch, daß es diesen riesigen Werwolf gab, vor dem er sich in acht nehmen mußte, und der eine Familie auf dem Gewissen hatte.
Golenkow wußte nicht, wann Oleg aufstand. Er jedenfalls wollte sich durch ein Bad den Schweiß vom Körper waschen, denn in der Nacht hatte er geschwitzt.
Als er an das fast schon eisige Wasser dachte, schüttelte er sich, aber da mußte er durch. Handtücher lagen in der Waschküche, das wußte er. Nur in Shorts bekleidet ging er den Weg nach unten. Ihm fiel die Ruhe in dem Haus auf. Wahrscheinlich schlief Oleg Blochin noch, doch auch von Irina, seiner Frau, hörte er nichts. Bisher war immer nur von ihr gesprochen worden, zu Gesicht bekommen hatte er sie nicht, und das wiederum wunderte ihn. Er empfand es sogar als sehr seltsam. Oleg schien seine Gattin vor ihm zu verstecken.
Einen Grund dafür konnte sich Golenkow nicht vorstellen. Seine Gedanken beschäftigten sich nicht mehr mit diesem Problem, als er die Waschküche betrat. Die Tür protestierte, als er sie aufdrückte.
Schnell fröstelte er, aber es hatte keinen Sinn, hier den Waschlappen zu spielen, da mußte er einfach durch.
Die beiden gleichgroßen Bottiche, in denen auch die Wäsche gewaschen wurde, lagen dicht nebeneinander. Eine dünne, graue Wand trennte sie.
Er ließ Wasser einlaufen.
Eiskalt schäumte es in das viereckige Gefäß mit dem aufgerauhten Boden. Die Gänsehaut wollte nicht weichen, und Wladimir ließ sich schon jetzt das kalte Wasser über die nackten Arme laufen, um sich daran zu gewöhnen. Wenig später stieg er hinein und hatte das Gefühl, sich zwischen kantige Eisstangen zu quälen, die von allen Seiten gegen ihn drückten. Die Luft wurde ihm knapp. Als er einatmete, fing er an zu zittern, seine Zähne schlugen aufeinander, aber er gewöhnte sich auch an diese Kälte. Zudem wollte er sich beeilen, seifte sich ein, tauchte wieder unter, spülte sich ab und wusch mit derselben Seife auch seine Haare.
Als er aus dem Bottich stieg und nach dem Handtuch griff, um sich abzureiben, da überkam ihn tatsächlich der Eindruck, neu geboren zu

sein. Die Temperatur im Keller empfand er als angenehm, ihm war warm, und er rubbelte mit dem Handtuch so heftig über seine Haut, daß sie an gewissen Stellen Rötungen bekam.

Das Geräusch der sich öffnenden Tür bekam er wie am Rande mit, erschrak aber und drehte sich hastig um.

Oleg Blochin stand angezogen im Raum und grinste ihn schief an. »Na, aufgewacht?«

Wladimir nickte. »Himmel, du hast mich erschreckt. Du bist ja richtig reingeschlichen.«

»Überhaupt nicht.«

Golenkow frottierte seine Haare. Danach kämmte er sie mit den Fingern zurück, stieg in frische Shorts und nickte seinem Freund zu. »Wie sieht es aus? Hat Irina das Frühstück schon zubereitet?«

Blochin lächelte. »Es ist fertig, aber auf Irina wirst du noch verzichten müssen.«

»Warum? Was ist los mit ihr?«

»Sie hat schon gegessen.«

»Ach ja?«

Blochin nickte. »Sie steht immer früh auf. Heute ist Markt. Sie will etwas einkaufen. Du weißt ja, wenn man zu spät kommt, ist oft nichts mehr da.«

»Ja, wer zu spät kommt, den bestraft das Leben, wie mal jemand gesagt hat.«

»Gibt's den noch?«

»In der offiziellen Politik nicht mehr«, sagte Golenkow und nickte seinem Freund zu. »So, jetzt habe ich Hunger. Außerdem wird John Sinclair heute nachmittag erscheinen, und ihn wollen wir doch nicht im Stich lassen.«

»Bestimmt nicht.«

Blochin gab den Weg zur Tür frei. Er wollte Wladimir vorgehen lassen. Der bewegte sich auf die Treppe zu. Er mußte sich ducken, denn die Decke war zu niedrig.

Kurz vor dem Erreichen der ersten Stufe stieß er trotzdem mit dem Schädel dagegen. So hart, daß vor seinen Augen Sterne aufblitzten. Das kann doch nicht sein, dachte er, stöhnte und schaffte es, sich auf der Stelle zu drehen. Ich habe mich nicht gestoßen, ich bin auch jetzt gebückt gegangen…

Er sah seinen Freund.

Oleg stand vor ihm. Seine Gestalt wirkte verzerrt und schien aus Gummi zu bestehen. Er hörte ihn sprechen, etwas wie eine Entschuldigung oder so ähnlich.

Dann raste ein dunkler Gegenstand auf ihn zu.

Ein Knüppel, dachte Wladimir Golenkow noch. Sofort danach konnte er nicht mehr denken, denn für ihn gingen die Lichter aus. Vor der

Treppe sackte er bewußtlos zusammen.
Oleg Blochin nickte zufrieden. Mit leiser Stimme sagte er: »Das war die Nummer eins…«

***

Ein Dorf im westlichen Rußland, wie ich es bisher nur aus den Fernsehberichten kannte. Da hatte es idyllisch ausgesehen, das mochte auch jetzt so sein, aber hier konnte ich nicht objektiv sein, hier war ich das Subjekt, das durch eine fremde Welt schritt.
Man hätte es als idyllisch ansehen können, wäre mir nicht die unübersehbare Armut aufgefallen, die sich überall präsentierte. Es lag an den Häusern, deren Dächer oft schadhaft waren, weil eben das Geld fehlte. Die Menschen hatten sich so gut wie möglich geholfen, aber viel konnte dabei nicht herauskommen.
Platz gab es genug. Das Dorf war großzügig angelegt worden, es gab für die Häuser genügend Platz.
Zu jedem gehörte ein Garten. Oft waren die einzelnen Grundstücke durch Staketenzäune eingefriedet, aber auch sie zeigten einen bestimmten Verfall. An zahlreichen Stellen waren sie eingeknickt, standen schief oder waren ganz zusammengebrochen. Auf den Beeten wurde für den eigenen Gebrauch angebaut. Es gab auch Ställe. Ich hörte mehr als einmal das Grunzen von Schweinen, sah auch Hühner frei herumlaufen.
Das Bild fand ich noch akzeptabel, mich störte etwas ganz anderes. Es konnte durchaus an der Atmosphäre liegen, die für mich, den Fremden, etwas Bedrückendes hatte.
Die Bewohner machten keinen fröhlichen oder lockeren Eindruck. Sie bewegten sich mit langsamen Schritten, ihre Gesichter wirkten verkniffen und sogar ängstlich.
Den Grund glaubte ich zu kennen. Hier waren vier Menschen von einer brutalen Bestie getötet worden, da konnten die Menschen eben nicht fröhlich sein. Das schlug sich auf ihr Gemüt nieder und machte sie traurig oder sogar depressiv.
Natürlich fiel ich auf. Verstohlene Blicke trafen mich. Ich tat so, als würde ich sie nicht bemerken.
Mit meinem schmalen Ein-Mann-Koffer an der rechten Hand ging ich weiter und dachte an die Beschreibung des Mannes, die ich gut behalten hatte.
Wenn es so etwas wie eine ungepflasterte Hauptstraße gab, dann mußte ich sie dort verlassen, wo eine knorrige Buche wuchs, in deren Schatten einige Bänke standen. Dort saßen ältere Menschen und schauten in den Tag hinein.
Der Weg führte mich in die nördliche Richtung. Dort lagen auch die beiden Seen. Sehen konnte ich sie nicht, dafür entdeckte ich das wie

geduckt dastehende Haus mit der hellen Fassade, dem grauen Dach und dem schmalen Anbau.

Mein Ziel!

Und von Wladimir Golenkow hatte ich bisher noch nichts gesehen. Meine ungute Ahnung war gewachsen, ich machte mir Sorgen und hoffte, daß ein gewisser Oleg Blochin, bei dem er wohnte, mich über ihn aufklären konnte. Zum Glück verstand der Mann meine Sprache. Er hatte früher bei demselben Verein gearbeitet wie Wladimir, und die Ausbildung beim KGB war nicht schlecht gewesen.

Gras wuchs vor dem Haus. Es sah aus, als hätte es sich an der Wand festgeklammert. Ein Garten gehörte auch dazu. Nur wurde er von keinem Zaun eingefriedet.

Die Haustür stand offen. Sie war ziemlich tief nach innen gebaut, bildete die rückseitige Grenze einer Nische, stand auch offen und hatte einen mir fremden Mann entlassen, der sich jetzt aus dem Schatten löste, als er mich ankommen sah.

Das mußte Oleg Blochin sein.

Ich blieb stehen und stellte den Koffer ab. Der dunkelhaarige Mann mit dem braunen Bart und den wilden, widerborstigen Haaren nickte mir lächelnd zu.

»Oleg Blochin?« fragte ich.

»Ja.« Er kam weiter, streckte mir die Hand entgegen. »Dann sind Sie John Sinclair.«

»Stimmt.«

Wir drückten uns die Hände, und über Blochins Mund huschte ein breites Lächeln. »Da bin ich aber froh, daß ich Sie hier sehe, Mr. Sinclair.« Er sprach ein gutes Englisch. »Mein Freund Wladimir hat schon viel von Ihnen erzählt.«

»Das ist nett. Aber genau ihn vermisse ich. Er wollte mich vom Bahnhof abholen.«

»Ich weiß.«

»Warum ist er nicht gekommen?«

Blochin räusperte sich, eine Geste der Verlegenheit. »Gehen wir erst einmal ins Haus«, schlug er vor.

Mir war seine Reaktion nicht entgangen. Irgend etwas war mit Wladimir Golenkow passiert. Ich ging davon aus, daß Blochin zunächst Zeit gewinnen wollte.

Die Tür war sehr niedrig. Ich mußte mich bücken, als ich das Haus betrat. Draußen war es sehr warm gewesen, deshalb begrüßte ich die angenehme Kühle zwischen den Wänden.

Wir gingen in eine große Küche, wo es noch einen richtigen Kohleherd gab, dem ein mächtiger Kamin angeschlossen war. Die Küche mußte der größte Raum des Hauses sein. Sie bot Platz für eine Bank, für Tische und auch mehrere Stühle.

»Nehmen Sie bitte Platz, Mr. Sinclair.«
»Sagen Sie John.«
»Danke.«
Er bot mir etwas zu trinken an. Ich entschied mich für eine Limonade, die er selbst hergestellt hatte.
Obwohl ich keinen Kühlschrank sah, war das Getränk kalt genug.
Es schmeckte nach Waldmeister und Kräutern, löschte meinen Durst, und erst als ich getrunken hatte, ließ sich Oleg Blochin mir gegenüber nieder. Sein Gesicht hatte einen traurigen und auch ängstlichen Ausdruck angenommen, so daß sich in mir das ungute Gefühl noch weiter verstärkte.
Ich stellte die entscheidende Frage.
»Wo kann ich Wladimir finden?«
»Nicht hier, John!«
»Schön, das habe ich mittlerweile auch festgestellt. Wo dann?«
»Ich kann es Ihnen nicht sagen.«
Mit dieser Antwort hatte ich gerechnet, mußte sie hinnehmen, ärgerte mich aber trotzdem. »Können Sie das nicht genauer sagen, Oleg? Damit kann ich wirklich nichts anfangen.«
Er lächelte mit schiefem Mund. »Das glaube ich Ihnen gern, aber ich habe ihn gewarnt, es nicht zu tun, sondern erst einmal auf Hilfe zu warten. Er hat nicht auf mich gehört und es doch getan.«
»Was hat er getan?«
»Das Haus hier am Abend verlassen.«
Meine nächste Frage kam sofort. »Und wo ist er hingegangen?«
»Er wollte die Bestie stellen. Er konnte nicht so lange warten. Er wollte zumindest etwas in der Hand haben und Ihnen eine Spur weisen können. Deshalb ging er.«
Das war mir noch alles zu vage und auch keine direkte Antwort auf meine Frage gewesen. »Dann wußte Wladimir also, wo er den Werwolf finden konnte?«
Blochin bewegte den Kopf. »Nicht genau, John. Er hat es zumindest geahnt.«
»Sprach er mit Ihnen darüber?«
»Natürlich. Aber das wäre nicht nötig gewesen, denn ich wußte ja ebenfalls Bescheid. Es gibt hier einige alte Geschichten. Jedenfalls gehen die Menschen davon aus, daß er sich auf dieser Insel aufhält.«
Ich runzelte die Stirn. »Habe ich richtig gehört? Auf einer Insel?«
»Ja. Sie haben die beiden Seen vielleicht…«
»Ja, das habe ich. Sie sind unterschiedlich groß. Ich erinnere mich daran, daß sich auf einem See, ungefähr in der Mitte, eine Insel befindet. Stimmt das?«
»Korrekt. Es ist die Insel, auf die sich der Werwolf zurückgezogen hat. Dort gibt es ein altes Gemäuer, eine Burg oder eine Festung, die

schon seit langem dort steht und einen sehr schlechten Ruf hat. Dort soll der Werwolf hausen, was aber keiner so genau weiß, weil sich niemand aus dem Dorf freiwillig auf die Insel traut. Man muß dazu die Hälfte des Sees überqueren.«

»Das liegt auf der Hand. Und Wladimir hat es getan?«

Blochin hustete in seine Faust hinein. »Davon muß ich ausgehen. An einer bestimmten Stelle am Ufer liegen Boote. Er kann sich eines genommen haben und ist zur Insel hinübergerudert. Ich will ja nicht sagen, daß es ihn dort erwischt hat, aber ganz ausschließen sollten wir es nicht, John.«

Ich lehnte mich zurück und spürte das harte Brett an meinem Körper. In diesem Moment kam ich mir so verdammt verlassen vor, einsam und irgendwie hergelockt.

Ich hatte voll und ganz auf meinen Freund Wladimir gesetzt. Daß ich es nun mit einer anderen Person zu tun bekam, das hätte ich mir auch nicht vorgestellt.

Warum hatte er das getan? Es war eigentlich nicht seine Art, sich so zu verhalten, dann hätte er mich nämlich nicht um Hilfe zu bitten brauchen. Irgendwie kam mir die Lage mehr als unrealistisch vor, aber mir blieb nichts anderes übrig, als sie zu akzeptieren.

Ich schaute Blochin über den Tisch hinweg an. Keiner sprach. Nur das Summen einiger Fliegen unterbrach die Stille. Blochins Gesicht wirkte blaß und gleichzeitig verkniffen. Es war zu sehen, daß auch er litt und sich unwohl fühlte.

»Sie haben natürlich nichts unternommen, nehme ich an?«

»Wenn Sie damit auf eine Suchaktion anspielen, die habe ich tatsächlich unterlassen. Zum einen habe ich mich nicht getraut, mich allein der Insel zu nähern, aus dem Dorf hier hätte ich keine Unterstützung bekommen, außerdem wollten Sie ja kommen, und da mußte ich warten. Allein hätten Sie sich überhaupt nicht zurechtgefunden.«

»Da haben Sie recht.«

Blochin räusperte sich. »Wir können natürlich noch warten, ob er sich in den nächsten Stunden blicken läßt, aber das werden Sie wohl nicht tun wollen.«

»Stimmt.«

»Was haben Sie vor?«

Er hatte die Frage gestellt und wußte natürlich meine Antwort schon im voraus, zumindest erkannte er dies am kalten Lächeln auf meinen Lippen. »Es ist ganz einfach, Oleg. Wir werden uns die Insel ansehen. Was Wladimir gekonnt hat, das schaffen auch wir. Hinüberrudern, vorausgesetzt, Sie sind damit einverstanden. Sie brauchen es nicht zu tun, ich werde es auch allein schaffen.«

»Nein, nein, John, auf keinen Fall. Ich bleibe natürlich an Ihrer Seite,

das sind wir uns und auch Wladimir schuldig.« Er schaute mich aus seinen braunen Augen düster an. »Was uns dort allerdings erwartet, kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Das heißt, Sie haben die Insel noch nicht betreten?«

»So ist es.«

»Warum nicht?«

»Erstens fürchte auch ich mich davor, und zweitens bestand für mich kein Grund.«

»Okay, das akzeptiere ich.« Ich leerte mein Glas und kaute nachdenklich auf der Unterlippe. »Sie haben vorhin von Booten gesprochen. Sind es nur Ruderboote?«

»Ja, Sie werden keine anderen finden. Aber zu zweit läßt sich das schaffen, wenn wir uns abwechseln.«

»Das denke ich auch. Ich will noch einmal auf die Insel zurückkommen. Sie haben da von einer Legende gesprochen, die man sich erzählt. Was hat es mit ihr genau auf sich?«

»Nur soviel, daß dort eine Bestie hausen soll. Eben dieser verfluchte Werwolf.«

»Sicher ist das nicht?«

Er hob die Schultern. »Was ist schon sicher, John? Ich bin nicht über Einzelheiten informiert, denn ich stamme nicht aus dem Ort. Meine Frau Irina ist hier aufgewachsen.«

»Dann fragen wir sie doch!«

Sein Gesicht bekam einen traurigen Ausdruck. »Sie hat Slobicze leider verlassen und ist zu Verwandten gefahren. Wie viele andere hat auch Sie Angst gehabt.«

»Verständlich.« Ich holte Zigaretten hervor und bot Blochin auch ein Stäbchen an, für das er sich bedankte. Wir rauchten und diskutierten weiter. Dabei schlug Blochin vor, erst später den Trip zur Insel zu beginnen.

»Wann ungefähr?«

»Wenn es dämmert. Es wäre gut, wenn wir das Ziel erst bei Dunkelheit erreichen. Dann können wir nicht so schnell gesehen werden, wenn Sie verstehen.«

»Ist klar. Ich denke nur an etwas anderes. Diese Bestie, die auf dem Eiland haust, muß es ja auch verlassen, um Opfer zu finden. Wie gelangt sie denn in den Ort? Auch mit einem Boot?«

Er schüttelte den Kopf, obwohl er nicht sehr überzeugt aussah. »Nein, John, das kann ich mir nicht vorstellen. Ich rechne eher damit, daß er schwimmt.«

Ich bekam große Augen. »Wie war das? Ein Werwolf, der lange Strecken schwimmen kann?«

»Ist das denn so ungewöhnlich?«

Ich zog den Mund schief. »Ob das ungewöhnlich ist oder nicht, kann

ich nicht beurteilen. Zumindest ist mir das noch nicht vorgekommen, und ich habe mit Werwölfen so meine Erfahrungen, das müssen Sie mir glauben.«

»Wladimir sagte es. Er hat ein sehr großes Vertrauen in Sie gesetzt, John.«

Ich winkte ab. »Nur nicht zuviel loben, das kann gefährlich werden. Ja, ich habe öfter mit Werwölfen zu tun. Ich weiß auch, daß sie oft genug unterschiedlich sind, obwohl sie ständig das gleiche Ziel verfolgen, aber sie können sich anpassen. Sagen Sie, Oleg, wie lange existiert dieser Werwolf denn schon?«

Er hob die Schultern. »Eine genaue Zeit kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen.«

»Schade.«

»Ist das wichtig für Sie?«

»Nicht unbedingt. Wichtig ist einzig und allein, daß wir die Insel erreichen, ihn dort stellen und auch versuchen, unseren gemeinsamen Freund Wladimir zu finden. Alles andere können wir zunächst in den Hintergrund stellen.« Ich hatte bei dieser Antwort die Hand auf den neben mir stehenden Koffer gelegt, und mein Gegenüber hatte die Geste anders aufgefaßt als ich.

Er stand auf. »Kommen Sie mit nach oben, John. Ich werde Ihnen Ihr Zimmer zeigen.«

»Langsam, Oleg. Wohnen möchte ich hier…«

»Aber Sie werden doch einen Platz akzeptieren, wo Sie Ihren Koffer abstellen können.«

»Das ja.«

Blochin, der Hausherr, ging vor. Ich folgte ihm und war dabei sehr nachdenklich. Hier war schiefgelaufen, was nur hatte schieflaufen können. Ich kam damit nicht zurecht, und auch mein ungutes Gefühl war nicht nur geblieben, es hatte sich verstärkt.

Ich hatte Angst bekommen.

Angst um meinen Freund Wladimir Golenkow. Obwohl er eine Silberkugel-Waffe trug, war es fraglich, ob er sie auch gegen die Bestie hatte einsetzen können. Wie hatte er nur so dumm sein können, sich heimlich auf den Weg in die Höhle des Löwen zu machen. Das wollte ich nicht akzeptieren. Ihn mußte der Teufel geritten haben, er war wohl von einem Blackout befallen worden. Und genauso etwas traute ich Wladimir nicht zu. Ich kannte ihn jetzt einige Zeit und hatte ihn nie unvorsichtig oder als einen Draufgänger erlebt. Golenkow war ein Mensch, der Risiken und Gefahren genau ab-und einschätzen konnte. Warum hatte er sich derartig ungewöhnlich verhalten? Das paßte einfach nicht zu ihm.

Ich schaute auf Blochins Rücken. Auch über ihn machte ich mir meine Gedanken. Für mich war er ein Fremder. Was ihn anging, hatte

ich mich schon auf Wladimirs Beschreibungen und Einschätzungen verlassen müssen. Spielte Blochin falsch?

Es war kein direktes Mißtrauen, aber dieser Gedanke war mir einfach gekommen, weil sich Golenkow so ungewöhnlich verhalten hatte. Danach konnte ich Blochin aber nicht fragen, der mich warnte, nicht zu aufrecht zu gehen, denn die Decke des Anbaus war in der ersten Etage niedriger als eine Treppe tiefer.

Mit eingezogenem Kopf ging ich einen schmalen Flur entlang. »Hier hat auch Wladimir sein Zimmer.«

»Da kann ich dann meinen Koffer abstellen.«

»Bitte, wie Sie wollen, John.« Blochin war neben der Tür stehengeblieben. Er drückte sie noch auf, um mir den Vortritt zu überlassen. »Es ist nicht gerade ein Luxuszimmer, aber man kann es aushalten.«

»Das glaube ich auch.« Mit noch immer eingezogenem Kopf trat ich über die Schwelle.

Das Zimmer war nicht groß und schlicht eingerichtet. Ein Schrank, kleine Stühle und Tisch und natürlich das Bett, das allerdings ziemlich im Schatten stand.

Deshalb sah ich die regungslose Gestalt darauf erst, als ich noch einen Schritt vorgegangen war.

Es war ein Mann.

Er lag auf dem Rücken und sah so aus, als würde er schlafen. Aber so steif lag kein Schlafender, auch ein Wladimir Golenkow nicht…

***

Eine Falle!

Nicht mehr und nicht weniger zuckte mir durch den Kopf. Eine verdammte Falle, und ausgerechnet du bist wie ein Idiot in sie hineingestolpert.

Als ich den Koffer fallen ließ, um meine rechte Hand frei zu haben, erwischte mich schon der Hieb.

Es war ein Trümmerschlag. Ich hatte das Gefühl, als wäre mir der Nacken und ein Stück des Rückens zertrümmert worden. Dabei wußte ich nicht, womit Blochin zugeschlagen hatte, mir aber war die Luft genommen worden, und ich wunderte mich selbst darüber, daß ich mich nicht auf den Beinen halten konnte und dabei sogar nach vorn auf das Fenster zutaumelte.

Es war sicherlich alles, nur kein Rettungsanker, und ich erreichte es auch nicht mehr, denn dicht davor brach ich in die Knie. Wie gelähmt blieb ich in dieser Haltung. Mein Kopf war mir nach vorn gesunken. Noch immer bekam ich keine Luft, dafür hörte ich Blochins Tritte hinter mir. Sie klangen dumpf, aber trotzdem wie durch Watte gedämpft. Auch sein leises Lachen erreichte mich.

Ich schnappte nach Luft.
Es klappte wieder besser, doch ich war noch immer so gut wie ausgeknockt. Wehren konnte ich mich nicht.
Neben mir erschien Blochins Gestalt. Er hatte sich nach vorn gebeugt. Ich sah auch seine Hände. Sie umklammerten eine Eisenstange oder einen dunklen Knüppel, so genau war dies für mich nicht zu sehen. In seinen Augen glitzerte ein seltsamer Ausdruck.
Er hob die Hände an.
Der Knüppel schwebte schräg über mir wie ein gewaltiges Schwert. Ich keuchte verbissen. Der Schmerz brannte in meinem Rücken. Zumindest konnte ich etwas atmen, auch wenn bei jedem Luftholen Stiche durch den Körper zuckten.
Ich formulierte ein Wort.
»Warum?«
»Es muß sein«, erwiderte Oleg Blochin und holte noch einmal aus.
Der Knüppel jagte mir entgegen.
Ich wollte den Kopf zur Seite nehmen, es war unmöglich. Etwas schrammte an der rechten Seite entlang und endete in einer Explosion, die mich in das tiefe Dunkel der Bewußtlosigkeit schickte.
Daß ich zur Seite fiel, merkte ich nicht mehr.
Oleg Blochin richtete sich auf. Er war zufrieden, was sein Lächeln auch andeutete. Seiner Ansicht nach war es leichter abgelaufen, als er es sich vorgestellt hatte.
Phase zwei des Plans war beendet.
Jetzt konnte die dritte, die alles entscheidende beginnen. Und diesmal spielte ein anderer die Hauptrolle.
Ein Werwolf!

***

Blochin hatte gute Nerven. Nachdem er auch John Sinclair entwaffnet und sich davon überzeugt hatte, daß Golenkow noch lange bewußtlos bleiben würde, legte er dem Mann aus London Fesseln an. Er hätte gern Draht genommen, den aber hatte er nicht zur Hand, also verließ er sich auf seine dünnen Stricke. Sie umschlangen schon sehr bald die Beine und auch die Handgelenke der Männer.
Das war also klar.
Tief atmete er durch und richtete sich auf. Er schaute aus dem Fenster. Die Sonne war bereits dabei, sich zu verabschieden. Der Nachmittag lief in den Abend hinein, und für ihn wurde es Zeit, noch gewisse Vorbereitungen zu treffen.
Er mußte die beiden Männer zum Seeufer hinschaffen. Dazu brauchte er einen Karren.
Der stand im Garten. Er war nicht sehr lang. Wenn er jedoch die Beine der Bewußtlosen anwinkelte, würden sie auf der Ladefläche

Platz haben. Blochin holte den Karren und zog ihn bis dicht an die Hauswand, bevor er eine Plane über die Ladefläche spannte. Die Hintertür war nur eine Schrittlänge vom Wagen entfernt, günstiger hätte er nicht stehen können.

Blochin hatte nicht nur die Waffe des Geisterjägers an sich genommen, auch ein Dolch war ihm in die Hände gefallen, er freute sich auch über die Zigaretten. In aller Gemütsruhe betrat er die Küche, setzte sich so an den Tisch, daß er durch das Fenster in den Garten schauen konnte, und rauchte.

Er wartete, er hatte Zeit, denn er wußte, daß seine Stunde noch kommen würde. Sobald die Dämmerung den Kampf gegen das Licht gewonnen hatte, würde er in Aktion treten. Dann gab es nichts mehr, was seine Pläne noch hätte stören können.

Er war nicht einmal aufgeregt. Zu lange und auch zu gründlich hatte er seinen Plan durchdacht. Da konnte einfach nichts schiefgehen, wenn er nicht die Nerven verlor. Und dazu würde es nicht kommen. Aus dem Schrank holte er eine Flasche Schnaps. Diesmal war es Weinbrand aus Deutschland.

Er trank ihn ebenfalls ohne Glas und leckte sich genießerisch die Lippen, wobei er daran dachte, daß ihm das neue Leben nach der Zerschlagung des alten Systems gefiel. Wenn sein großer Plan vollendet war, konnte es ihm nur bessergehen.

Irgendwann verließ er die Küche und trat vor das Haus. Der Himmel zeigte die graue Farbe. Darin hineingemalt hatte die Sonne noch ihr letztes Rot, bevor sie endgültig verschwand.

Blochin trat die Kippe aus und ging nach oben. Was nun folgte, würde ihn Kraft und Schweiß kosten, aber es war einfach nicht anders zu machen. Er konnte die beiden Männer ja schlecht aus dem Fenster werfen. Sie sollten die Insel schon lebend erreichen.

Zuerst schaffte er Sinclair nach unten und ließ ihn innen, dicht vor der Hintertür, liegen. Einige Male mußte er tief Luft holen, denn das war schon ein Kraftakt gewesen.

Langsam ging er die Treppe hoch und kümmerte sich um seinen Landsmann. Der war schlanker und leichter als Sinclair, allerdings auch etwas größer. Er legte sich Wladimir über die Schultern. Dessen ausgestreckte Hände tickten hin und wieder gegen die Kanten der Stufen, aber sonst ging alles glatt.

Neben dem bewußtlosen Sinclair fand er seinen Platz. Blochin ruhte sich für einige Minuten aus, bis er davon überzeugt war, daß ihm die äußeren Gegebenheiten entgegenkamen.

Er zog die Hintertür auf.

Der Garten lag dort wie in ein großes, graues Tuch gehüllt. Und wie auch in den Tagen zuvor hatte sich die Luft mit einer gewissen Feuchtigkeit gefüllt. Die kühlere Luft trieb vom See her auf ihn zu, wo

sich bestimmt schon erste Dunstinseln gebildet hatten.

Niemand schaute Blochin zu, als dieser die Plane vom Wagen nahm und zuerst Sinclair auf die Ladefläche warf. Er winkelte ihm die Beine an, der Platz reichte aus, dann kümmerte er sich um Golenkow.

Ihn mußte er leicht schräg legen, weil er zu lang war, aber es klappte alles ausgezeichnet. Schließlich deckte er die Plane über die beiden Gestalten, und kein Mensch würde merken, was er da auf dem Wagen spazierenführte. Es gab nur einen Nachteil. Er mußte die Karre aus eigener Kraft zum Seeufer schaffen.

Das würde er auch packen, denn Blochin gehörte nicht eben zu den schwächsten Menschen. Die Kugellager waren gut geölt, es würde alles glattgehen.

Blochin benutzte meist Feldwege, traf niemanden und wurde wohl auch nicht beobachtet. Und wenn schon, hier stellte niemand irgendwelche Fragen.

Er visierte genau die Stelle an, die auch Wladimir Golenkow kannte. Der Steg war der große Treffpunkt. Dort dümpelten die Boote, von dieser Stelle aus konnte die Fahrt beginnen.

Blochin lud die Leichen aus dem Karren und in ein relativ großes Boot. Er legte sie so hin, daß sie ihn beim Rudern nicht störten, dann löste er das Tau und wartete so lange, bis das Boot nicht mehr schaukelte.

Er schaute über das Wasser.

Es lag als glatte Fläche vor ihm. Nur an wenigen Stellen war es von Wellen gekräuselt, ansonsten trieben nur die ersten Dunstschleier darüber hinweg.

Auch die Insel konnte er sehen.

Und natürlich die alte Festung.

Sie ragte aus dem Eiland hervor und sah aus wie eine zum Teil eingehackte Hand.

Er lächelte.

Das genau war sein Ziel, dort wollte er hin, und nichts konnte ihn jetzt daran hindern.

Blochin stieß sich ab.

Der beladene Kahn bewegte sich ziemlich schwerfällig, was sich später änderte, als sich Blochin in die Riemen legte. Er freute sich auf die Insel und den Werwolf.

Und er hatte jetzt alle Zeit der Welt…

***

Wer nicht tot ist, wird auch wach!

Mir erging es da nicht anders als den übrigen Menschen auch. Irgendwann tauchte mein Bewußtsein wieder aus dieser düsteren Tiefe nach oben, und als erstes blieb ich still liegen, weil ich mich auf

meine Schmerzen konzentrierte. Ich erinnerte mich an nichts. Ich spürte nur, daß etwas mit mir los war, das ich nicht akzeptieren wollte, und ich wäre am liebsten wieder in eine tiefe Trance gefallen, was allerdings nicht möglich war, denn dagegen standen nicht nur die Schmerzen, sondern auch mein eigener Wille.

Ich hörte mich keuchen.

Es waren lange, tiefe Atemzüge. Hinter meiner Stirn und auch im Hinterkopf war etwas los. Da zuckten Blitze von einer Seite zur anderen, ohne allerdings das taube Gefühl vertreiben zu können.

Ich lag noch immer starr, wollte mich erheben, was nicht ging. Diese Anstrengung war zuviel für mich. Etwas Schwarzes raste durch meinen Kopf, detonierte dort und riß mich zum zweitenmal in die Bewußtlosigkeit hinein.

Das nächste Erwachen war anders.

Da spürte ich die Schmerzen zwar noch, aber nicht mehr so intensiv. Hinzu kam jedoch eine gewisse Übelkeit, die in meinem Magen schwamm wie eine dicke, geleeartige Masse. Sie drückte, sie preßte sich in Richtung Kehle hoch, und ich war gezwungen, mehrere Male zu schlucken.

Aber ich schaffte es, mich wachzuhalten und mich an die Umgebung zu gewöhnen.

Noch hielt ich die Augen geschlossen und war nur froh, daß mein Denkapparat funktionierte. Zugleich merkte ich, daß in meinem Mund ein dicker, pelziger Kloß oder Stein lag, ein Fremdkörper für mich, der trotzdem keiner war, denn es handelte sich dabei um meine Zunge, die stark aufgequollen zu sein schien. Sie lag eingehüllt in einer trockenen Umgebung, ich verspürte einen immensen Durst, eine nahezu wilde Sucht nach Wasser.

Das gab es in meiner Nähe, wenn mich die klatschenden Geräusche nicht täuschten und ich mir die kleinen, kalten Spritzer auch nicht einbildete, die hin und wieder gegen mein Gesicht klatschten.

Hinzu kam ein typisches Schaukeln, Bewegungen, die nur entstehen konnten, wenn jemand mit einem Boot unterwegs war.

Also lag ich in einem Boot!

Unerklärlich, aber es stimmte. Wieso lag ich hier? Wer hatte mich hergebracht? Was hatte man mit mir vor? Die Fragen stürmten auf mich ein, zugleich aber stellte ich etwas anderes fest. Ich schaffte es nicht mehr, meine Arme und auch die Beine normal zu bewegen. Das lag nicht daran, daß ich erstarrt war, ich merkte sehr deutlich den Druck der Stricke um die Hand- und Fußgelenke herum.

Daß ich dies überhaupt spürte, bewies mir, daß die Beine und Arme noch nicht taub geworden waren.

Niedergeschlagen, gefesselt und verschleppt. Klassischer hätte das Verhängnis nicht sein können.

Allmählich erinnerte ich mich wieder. Wie aus einem mit Nebel gefüllten Tal stiegen die Szenen wieder hoch, die ich erlebt hatte. Stück für Stück formierten sie sich zu einem Bild, und ich dachte auch weiter, wobei ich das Boot und das Wasser mit einbezog.

Der Grund lag auf der Hand.

Man hatte mich in ein Boot gelegt, um mich zu dieser geheimnisvollen Werwolf-Insel zu schaffen, wo die Bestie hauste und auf Opfer lauerte. Gab es ein leichteres und besseres für sie als einen gefesselten und wehrlosen Todfeind?

Bestimmt nicht.

Ich bekam das Kratzen im Hals, als ich daran dachte. Dabei fiel mir natürlich eine Person ein.

Oleg Blochin!

Ihm hatte ich dies alles zu verdanken. Ausgerechnet ihm hatte Wladimir Golenkow vertraut.

Ich wußte nicht, was mit ihm weiterhin geschehen war. In meiner Erinnerung war er als bewußtlose Gestalt zurückgeblieben.

Bisher hatte ich die Augen geschlossen gehalten, um mich nicht von meinen Gedanken ablenken zu lassen. Nun aber öffnete ich sie vorsichtig und nur spaltbreit.

Viel sah ich nicht.

Trotzdem bekam ich einen leichten Schreck, weil das Tageslicht bereits verschwunden war und der Dunkelheit Platz geschaffen hatte. Jemand schaffte mich auch in den späten Abend oder in die frühe Nacht hinein, und dieser Jemand hockte vor mir, hatte noch nicht bemerkt, daß ich ihn beobachtete, und pullte weiter.

Ich hörte das Knarren der Metallzangen, in denen die Ruder steckten. Ich hörte sein heftiges Atmen und sah das bärtige Gesicht wie einen feuchten Schwamm vor mir schweben.

Ja, da war Oleg Blochin!

Der Verräter, der Hundesohn, der mit der Bestie paktierte und uns die Falle gestellt hatte. Er hockte auf der hinteren Ruderbank und interessierte sich nicht für mich. Das war auch nicht nötig, denn er konnte sich auf seine Fesseln verlassen.

Rechts von mir spürte ich die Berührung an meinem Bein. Das war kein Stück Holz gewesen, das gegen mich scheuerte, sondern ein Mensch wie ich.

»John…«

Mehr als ein Hauch war die Stimme nicht. Ich hatte sie trotzdem erkannt. Sie gehörte Wladimir, der ebenfalls neben mir im Boot lag und vielleicht früher aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war als ich.

Mir fiel zunächst ein Stein vom Herzen, daß er noch lebte. Wenig später hatte ich keinen Grund mehr, beruhigt zu sein, denn da holte Blochin die Ruder ein und beugte sich vor. Er stierte mir direkt ins

Gesicht. »Ah, der Herr Geisterjäger ist erwacht. Wie schön, wie wunderbar. So habe ich es haben wollen.«

»Blochin, du bist ein Schwein!«

Das hatte nicht ich gesagt, sondern Wladimir Golenkow, weil es ihm auf der Seele gelegen hatte.

Blochin lachte nur. »Vielleicht bin ich das, aber ich weiß ja, daß es jemand gesagt hat, der jetzt schon so gut wie tot ist. Ja, ihr seid beide so gut wie tot. Ihr stinkt schon, ihr zwei Leichen.« Er lachte wieder, griff nach den Rudern und pullte erneut.

Wir lagen beide auf dem Rücken, schauten in den dunklen Himmel. Von der Insel war nichts zu erkennen. Deshalb wußten wir auch nicht, wie weit wir noch von unserem Sterbeplatz entfernt waren.

Jedenfalls war der See ziemlich ruhig. Es gab keine Strömungen, die den Ruderer behindert hätten.

Da Blochin ohnehin wußte, daß wir nicht mehr bewußtlos waren, konnte ich mich auch mit Wladimir unterhalten. Das lenkte mich von meinen eigenen Schmerzen ab.

Ich nahm es locker und sagte: »Da hast du sehr stark daneben gehauen, denke ich mal.«

Er lachte sogar. »Und ob, John. Ich glaube, ich habe mich noch nie in meinem Leben so geirrt wie hier.«

»Pech.«

»Nein, meine Dummheit.« Er fluchte leise. »Dabei habe ich Blochin vertraut. Ich war voll und ganz davon überzeugt, daß er auf meiner Seite stand. Ich habe mich geirrt, verdammt, und ich kann es nicht wieder rückgängig machen.«

»Da hast du recht«, sagte Blochin, der genau zugehört hatte.

»Und warum?« keuchte mein Freund Wladimir. »Warum, zum Henker, hast du das getan?«

»Ich habe meine Gründe.«

»Welche?«

»Die werdet ihr vor eurem Tod noch zu hören bekommen. Keine Sorge, ich lasse euch nicht ruhig sterben. Schließlich weiß ich, was ich euch schuldig bin«, fügte er zynisch hinzu.

»Wir haben dir nichts getan.«

»Nein, ihr persönlich nicht. Es waren die Umstände.«

»Ja, so kann man es auch sehen!« keuchte Golenkow. »Dann darf ich dir noch zu deiner schauspielerischen Leistung gratulieren, Oleg. Sie war wirklich grandios und überzeugend. Wie du es geschafft hast, mich zu täuschen, wie du mir Angst, Schrecken und Mitleid vorgegaukelt hast, als die vier Opfer gefunden wurden, das war erste Sahne. Du solltest beim Theater anfangen. Dort kannst du eine Spitzenstellung einnehmen.«

»Ich habe andere Pläne.«

»Welche denn?«
»Ich behalte sie für mich. Du würdest sie sowieso nicht akzeptieren, das kannst du mir glauben.«
»Ach ja?«
»Halte jetzt deinen Mund. Reden strengt an. Ich kann mir vorstellen, daß du deine Kräfte noch brauchen wirst, wenn du meinem Freund gegenüberstehst.«
Wer damit gemeint war, konnten wir uns denken. Blochin hatte indirekt zugegeben, daß er mit dem Werwolf zusammenarbeitete.
Golenkow hielt auch den Mund. Ich aber merkte, daß er an seiner eigenen Wut beinahe erstickte und kurz vor dem Platzen stand. Aber er hielt sich zurück.
Auch ich stellte keine Fragen mehr. Was immer mir auch auf dem Herzen lag, es wäre letztendlich zu verräterisch gewesen, und da hielt ich mich lieber zurück, wobei ich versuchte, mich mit meinen Fesseln zu beschäftigen, um sie vielleicht zu lockern.
Das klappte aus zwei Gründen nicht.
Erstens einmal waren sie zu straff gezogen worden, und zum zweiten spürte ich meine Finger kaum.
In ihnen steckte eine Taubheit, die nur dann eintrat, wenn die Durchblutung gestört war. Das war bei den Händen und den Füßen der Fall.
Wir hingen fest, wir klemmten in diesem verdammten Boot, und Blochin hatte gewonnen.
Er war es auch, der das Gespräch wieder aufnahm. Mittlerweile war es noch feuchter geworden, und dünne Dunstschleier trieben wie Leichentücher über uns hinweg, was für mich so etwas wie ein böses Vorzeichen war. »Es ist nicht mehr weit. Wir werden bald das andere Ufer der Insel erreicht haben.«
»Und dann?« fragte Wladimir.
»Könnt ihr euch darauf freuen, zu Werwölfen zu werden. Ihr wißt doch, wer auf der Insel herrscht. Es ist die Bestie, es ist die Legende, die doch zu einer Tatsache wurde, was auch ihr nun akzeptieren müßt. Auf dieser Insel wird es bald eine Keimzelle für Werwölfe geben, dann habe ich meine Pflicht erfüllt.«
»Welche. Pflicht?« fragte Wladimir nach.
»Das ist meine Sache!« lautete die sehr schroffe Antwort. »Ich habe meine Pläne und werde sie mir von keinem durchkreuzen lassen, auch von euch nicht.«
»Spielt Irina da auch mit?« wollte Golenkow wissen.
»Laß sie aus dem Spiel!« zischte Blochin wütend und trat dem Gefangenen hart in die Seite.
Golenkow biß die Zähne zusammen. »Ist ja schon gut, Oleg, war nur eine Frage.«

»Ich will nichts mehr hören!«

Wir taten ihm den Gefallen und blieben still. Ich hatte meinen Blick gegen den Himmel gerichtet. Er sah so düster aus, wie es auch unser Schicksal war. Er hing voller Wolken, die allerdings nicht so dicht waren, als daß sie das Licht des Mondes völlig verdeckt hätten. Er schimmerte noch schwach durch. Nur Sterne sahen wir keine.

Plötzlich wanderten schmale Schatten über die Bordwand hinweg und auch über unsere Körper.

Rechts und links waren sie erschienen und huschten auch über mein Gesicht hinweg.

Gleichzeitig verlor das Boot an Geschwindigkeit. Wir hörten das Kratzen und das leise Brechen.

Der Bug war bereits in den dichten Pflanzenbewuchs des Ufers hineingefahren und bahnte sich seinen Weg. Es wurde für Blochin schwierig, den kompakten Kahn zu lenken. Er setzte seine ganze Kraft ein und kam schließlich durch.

Mit einem Ruder stemmte er sich auf dem schlammigen Grund ab. Das andere benutzte er wie eine Machete und hieb damit so lange in das eng wachsende Schilfrohr hinein, bis es kein Weiterkommen mehr gab. Dann drehte er sich wieder um.

»Hier ist Endstation«, erklärte er. »Ihr werdet aussteigen.«

Wladimir mußte lachten. »Wie denn, wenn ich fragen darf? Schließlich sind wir gefesselt.«

»Ich werde euch die Fußfesseln aufschneiden.« Er zog meine Beretta unter der Jacke hervor und zielte damit auf meine Stirn. »Keine Mätzchen, ich bin immer schneller.«

»Ich kenne meine Grenzen, Blochin.«

Grinsend steckte er die Waffe wieder weg. »Das ist gut, Sinclair, sehr gut sogar.« Aus der anderen Tasche holte er ein Messer. Meine Fesseln zersäbelte er zuerst. Ich verkrampfte mich dabei, weil ich vor dem Abrutschen der Klinge Angst hatte. Ein Schnitt in die Füße war bei Gott nicht angenehm.

Da hatte ich nichts zu befürchten. Die Reste der Fesseln fielen wie tote Würmer zur Seite, dann kümmerte sich Oleg Blochin um meinen russischen Freund.

Auch bei ihm klappte alles.

Blochin lachte. »Wenn ihr wollt, könnt ihr das Boot jetzt verlassen. Ich schaue zu.« Er erhob sich und sprang in den dichten Ufergürtel. Wir hörten das Wasser klatschen. Er zerrte das Boot noch näher an das Ufer heran und täute es irgendwo fest.

Ich hatte mich ebenfalls aufgerichtet wie Wladimir. Unsere Hände waren auf dem Rücken gefesselt.

Beide waren wir blaß, keuchten, und mich riß der Schwindel fast wieder um.

Wladimir erging es ähnlich, denn er fragte mich: »Habe ich eigentlich meinen Kopf noch?«

»Ja.«

»Dann ist es gut.«

»Wollt ihr nicht kommen?« höhnte Blochin. Er hatte sich zurückgezogen und war nur mehr als schattige Gestalt zu sehen.

»Ja«, sagte Wladimir, schaffte es, irgendwie auf die Beine zu kommen, doch er konnte sich auf seinen tauben Füßen nicht halten, kippte nach rechts weg und fiel über Bord.

Er krachte ins Wasser. Rohre zerknickten unter seinem Gewicht und spießten ihn glücklicherweise nicht auf.

Oleg Blochin aber lachte. Er amüsierte sich köstlich über zwei schwache Menschen…

***

Schließlich hatten wir beide das Ufer erreicht, befanden uns also auf der Insel, aber fragen Sie mich bitte nicht danach, wie dies alles passiert war.

Die kurze Strecke hatte einem Horrortrip geglichen. Erschöpft, lahm und völlig naß lagen wir keuchend nebeneinander auf dem weichen Boden und waren nicht in der Lage, uns zu bewegen.

Wie ein Tier war ich durch den dichten Gestrüpp- und Schilfgürtel gekrochen. Manchmal hatte ich sogar Angst davor gehabt, zu ertrinken, aber ich hatte mich immer wieder aufrichten können und war dann kniend durch den Schlamm gewatet.

Das lag hinter mir.

Aber was stand mir bevor?

Ich konnte darüber nicht einmal spekulieren, denn hinter meiner Stirn trommelte und stach es so hart, als wäre mein Kopf mit wütenden Insekten gefüllt worden.

Ich wollte nichts sehen, nichts hören, ich wollte nur meine Ruhe und kam mir vor, wie von einem dichten wattigen Nebel umflort, durch den die Geräusche nur gedämpft drangen.

Blochin sprach mit Wladimir, dem es kaum besser erging als mir, denn er keuchte mehr, als er redete, was Blochin wieder zu einem Lachen veranlaßte und zu spöttischen Bemerkungen.

»Du scheinst ja nach der Auflösung unserer Firma viel von deiner Kondition verloren zu haben, Wladimir.«

Der Russe knirschte mit den Zähnen. »Binde mich los, dann zeige ich dir schon, was ich verloren habe, du Hundesohn.«

»Später vielleicht.«

Ich wünschte mir, daß er mich in Ruhe ließ, denn ich brauchte eine gewisse Zeit, um wieder einigermaßen zu Kräften zu kommen. Obwohl ich mich nicht bewegte, war ich völlig erschöpft.

Manchmal sah ich sogar rote Flecken und Kreise.

Bewußtlos wurde ich nicht mehr, und Blochin zeigte auch keine Lust, sich weiterhin um uns zu kümmern. Er verließ uns. Wir hörten, wie seine Schritte leiser wurden und schließlich verstummten.

Dafür fluchte Wladimir. Er wurde einfach nicht damit fertig, wie sehr wir reingelegt worden waren.

»Und diesem Hundesohn habe ich tastsächlich vertraut. Bin ich ein Esel gewesen!«

»Das konntest du doch nicht wissen.«

»Stimmt, aber ich hätte es merken müssen.« Er drehte sich etwas herum, und als ich nach rechts schaute, schaute ich in sein Gesicht, das mit dem meinen auf gleicher Höhe lag. »John, da ist auch was mit seiner Frau Irina.«

»Weißt du was Konkretes?«

»Leider nicht. Aber sie hat sich nicht blicken lassen. Ich komme da noch nicht mit zurecht…«

»Laß das mal«, unterbrach ich ihn. »Soviel ich weiß, bist du auf der Insel gewesen. Oder hat mir Blochin da auch einen Bären aufgebunden?«

»Das hat er nicht.«

»Was hast du denn…?«

»Gar nichts, John. Ich bin nur bis an den Schilfgürtel gefahren, da aber hat es mich erwischt. Ich sah eine halbnackte Frau, die mit einem Schwert bewaffnet war. Sie schaute mich an, ich sie, dann war sie verschwunden.«

Ich schwieg.

Das paßte Wladimir nicht. »He, was ist los? Glaubst du mir etwa nicht, John?«

»Es fällt mir schwer.«

»Ich schwöre dir, daß ich keiner Halluzination erlegen bin. Es hat die blonde Frau gegeben und auch einen riesigen Werwolf, den ich auf meiner Rückfahrt gesehen habe, denn er ist durch den verdammten See geschwommen. Hast du das schon mal erlebt? Einen schwimmenden Werwolf?«

»Nein, noch nicht.«

»Es gibt ihn aber.«

»Und er existiert hier?«

»So ist es.«

Ich kam wieder auf die Frau zu sprechen und wollte wissen, was mit ihr war.

»Das kann ich dir nicht in allen Einzelheiten erklären. Ich weiß nicht einmal, ob sie aus Fleisch und Blut besteht. Der Sage nach soll sie eine Verfluchte sein, die es nicht geschafft hat, eine Amme mit zwei kleinen Kindern vor dem Werwolf zu retten. Seit dieser Zeit ist sie

verflucht und kann erst dann ihre Ruhe finden, wenn die Bestie nicht mehr existiert.«

Ich hob die Augenbrauen. Dabei spannte sich die Haut an der Stirn, was Kopfschmerzen verursachte. Ich wußte nicht, ob ich es glauben sollte, doch Wladimir hatte mir die Geschichte mit der Frau so glaubhaft nähergebracht, daß ich sie ihm inzwischen abnahm.

»Eigentlich ist das alles unwichtig«, flüsterte ich mit schwacher Stimme. »Für uns zählt doch nur, was dieser Blochin mit uns persönlich vorhat. Nur wenn wir aus dieser Klemme herauskommen, können wir uns um andere Dinge kümmern.«

»Was hat er vor?«

»Keine Ahnung.«

Golenkow lachte. »Du willst es nur nicht sagen. Er braucht zwei Opfer für die Bestie. Sind wir nicht ideal?«

»Aus seiner Sicht schon.«

»Dann mach dich darauf gefaßt, daß dich gewaltige Hauer zerreißen werden. Ich habe ihm bei seinem Auftauchen ins Maul schauen können. Da ist mir schon ganz anders geworden.«

»Vergiß es, Wladimir.«

»Kann ich nicht.«

Wir schwiegen, weil wir Trittgeräusche hörten. Auf dem weichen Boden klangen sie wie dumpfe Trommelschläge. Unser Freund Blochin kehrte zurück. Es war sehr dunkel, wir sahen ihn deshalb im letzten Augenblick. Er blieb vor uns stehen, die Arme in die Hüfte gestützt, den Blick auf uns gerichtet und nickend. »So, ich habe alles vorbereitet. Gewissen Dingen steht nichts mehr im Wege.«

»Was hast du denn vorbereitet?« fragte Wladimir.

»Das werdet ihr schon früh genug sehen.«

»Und wir sollen jetzt aufstehen?«

»Sofort!«

Klar, daß er uns nicht tragen würde. Aber in unserer Lage und dazu noch mit gefesselten Händen, da war es kein Vergnügen, wieder auf die Beine zu kommen.

Im Normalfall wäre es leicht gewesen. Sich aufsetzen, Schwung geben, und schon war die Sache gelaufen.

Hier nicht.

Zumindest ich kippte dreimal zurück, stieß mir einmal noch den Hinterkopf und stöhnte danach auf.

Blochin hatte seinen Spaß, als er uns beobachtete und schließlich Beifall klatschte, als wir beide auf den Beinen standen.

»Es geht ja doch!«

»Fahr zur Hölle!« keuchte Wladimir.

»Erst seid ihr an der Reihe.« Er hob den rechten Arm und ließ ihn wieder sinken. »In diese Richtung, ihr beiden Helden. Da können wir

das Ziel gar nicht verfehlen.«

Was er mit Ziel meinte, war für uns nicht zu sehen. Vor uns breitete sich eine schwammige Finsternis aus, ein seltsam dichtes Grau, das an einigen Stellen von leichenblassen Dunstschwaden durchweht war. Wir wußten trotzdem, wo es hingehen würde, denn von der Ansicht her kannten wir beide die ehemalige Festung.

Blochin kam sich wie ein Viehtreiber vor, als er uns anschnarrte. »Stellt euch nicht so an, auch wenn eure Hände gefesselt sind. Ich habe euch Zeit genug zur Erholung gegeben.«

Das mochte aus seiner Sicht zwar stimmen, aber er hatte auch keinen Schlag auf den Schädel bekommen.

Wir kämpften uns voran.

Für mich zumindest wurde jeder Schritt zur Qual, denn das Auftreten löste einen regelrechten Sturm in meinem Kopf aus. Mir war, als würden Blitze durch den Kopf zucken und sich dabei bewegen wie zittrige Spinnennetze. Ich hatte alle Mühe, mich auf den Beinen zu halten, sackte mehrmals in die Knie, wurde von Wladimir, dem es etwas besser als mir ging, gestützt und ging weiter.

Nein, es war kein richtiges Gehen. Ich bekam die Beine kaum hoch und schlurfte weiter. Immer wieder schien jemand gegen meinen Kopf zu schlagen, denn er wippte bei fast jedem Schritt nach vorn, und ich mußte immer wieder die Zähne zusammenbeißen.

Auch die Übelkeit verschwand nicht ganz, das weiche Gefühl in den Knien sowieso nicht, aber Wladimir hielt sich da besser.

Hinter uns ging Blochin. Manchmal amüsierte er sich über unsere Bemühungen und lachte uns aus.

Dann produzierte er Geräusche, die sich wie das Knurren eines Tieres anhörten, doch in all seinen akustischen Bemerkungen schwang so etwas wie tiefer Triumph mit.

»Kannst du noch?«

»Hör auf!« sagte ich verbissen. »Ich schaffe es.«

»Okay, alter Junge!«

Das Ziel sahen wir schließlich auch in der Dunkelheit. Es schälte sich für meinen Geschmack intervallweise hervor. So erkannten wir dann die mächtigen Umrisse dieser alten Festung. Hohe Mauern, aber noch höher war der Turm, der alles überragte.

Kein Licht strahlte dieses Gemäuer an, auf das wir regelrecht zugetrieben wurden. Der Boden hatte seine Struktur verändert. Er war wesentlich steiniger geworden, und diese grauen Steine wuchsen wie Stolperfallen aus ihm hervor. Glatte Buckel, manchmal mit Unkraut oder Moos bewachsen.

Wladimir hatte zwar mit sich selbst genug zu tun, aber er stützte mich trotzdem noch ab, und so erreichten wir beide den großen Innenhof der Festung.

Hier mußten wir stehenbleiben.
»Und jetzt dreht euch um!«
Wladimir, der seine Schulter noch gegen meinen Körper gelehnt hatte, und mich nur auf diese Weise hatte stützen können, ließ von mir ab. Ich taumelte etwas, stellte die Beine breitbeinig und konnte schließlich so stehenbleiben.
Blochin mußte sich vorkommen wie ein Feldherr. So jedenfalls wirkte er auf mich. Dann nickte er.
»Wir sind da!« stellte er fest.
Wladimir hatte seinen Spott noch nicht verloren. »Wie schön!« Er drehte den Kopf. »Und wo, bitte, ist das Tierchen?«
Nach dieser Bemerkung verschluckte sich Blochin fast an seiner eigenen Wut. Er streckte ihm die Hand entgegen. »Dir wird der Spott noch vergehen, das schwöre ich dir. Er lauert bereits. Er hat euch im Visier, und ich werde dafür sorgen, daß ihr zu ihm kommt.« Er kam näher, und seine Augen funkelten dabei. Sein Mund hatte sich in die Breite gezogen. Das Lächeln auf den Lippen wirkte wie eingeschnitzt. »Es gibt hier einen Keller«, flüsterte er und berichtigte sich noch im selben Augenblick. »Nein, es ist ein wunderbares Verlies, wie für euch geschaffen. Dort werdet ihr bleiben und auf ihn warten. Wie gefällt euch das?«
»Wenn es da etwas zu trinken gibt, dann…«
Blochin schlug Wladimir so heftig ins Gesicht, daß dieser zu Boden stürzte. Mühsam rappelte er sich wieder hoch. Da hatte Blochin mich schon angefaßt und herumgedreht. »Geh auf die Mauer zu.«
Ich wußte, was er meinte. Sie war für mich nur mehr ein breiter Schatten. Hinter mir hörte ich Wladimirs Schritte, und als wir dann stoppen mußten, da hatten wir die Mauer noch nicht erreicht, sondern befanden uns eine Körperlänge von ihr entfernt.
Blochin ging an uns vorbei. Er deutete auf eine viereckige Öffnung dicht vor der Mauer im Boden.
»Da geht es hinab.«
Ich trat näher.
So dunkel war die Öffnung nicht. Ich erkannte den Beginn einer Rutsche nur deshalb, weil mir aus der Tiefe der Hauch eines flackerndes Lichtscheins entgegenwehte.
Wenn mich nicht alles täuschte, mußten dort Fackeln brennen. Ich erinnerte mich daran, daß Blochin von gewissen Vorbereitungen gesprochen hatte.
Alles klar!
»Da hinunter!« befahl er.
Es stand fest, daß die Worte allein mir gegolten hatten. Ich hielt mich dichter an der Öffnung auf als mein Freund Wladimir Golenkow.
Vorsichtig ging ich in die Hocke. Noch immer durchtobten bei jeder

Bewegung Schmerzen meinen Kopf, aber meine Psyche und auch das Vorstellungsvermögen hatten nicht gelitten.

Ich hielt den Kopf etwas gesenkt und schaute die Rutsche entlang, an dessen Ende es flackerte. Es war für mich die Rutsche ins Höllenfeuer, um dort zu verbrennen.

Blochin dauerte es wohl zu lange. Ich hörte den Schrei meines Freundes Wladimir. »Nein, nicht treten!«

»Halt dein Maul!«

Blochin erwischte mein Kreuz genau in der Mitte. Dieser Schlag war zu hart, um von mir noch ausgeglichen zu werden. Ich wurde nach vorn katapultiert, hatte für einen Moment den Eindruck, ins Leere zu fallen, dann aber prallte ich bäuchlings auf die Rutsche, die sehr glatt war und mich in die schräge Tiefe riß.

Ich merkte überhaupt nichts mehr.

Alles wurde in den folgenden Sekunden anders. Eine unheimliche Welt hatte mich verschlungen, und ich rutschte immer tiefer hinein.

Kälte strömte an mir vorbei, aber ich hielt die Augen offen und sah auch das Flackern.

Am Ende der Rutsche erhielt ich einen Schlag, der mich etwas hochwarf. Ich zog den Kopf ein, drehte ihn dabei zur Seite und wuchtete auch meinen Körper herum. So prallte ich mit der Schulter auf und nicht mit dem Gesicht.

Ich blieb nicht liegen, sondern rollte mich zur Seite, weil ich nicht wollte, daß Wladimir auf mich fiel.

Es war gut, daß ich dies getan hatte, denn Sekunden später jagte auch er in das Gewölbe hinein.

Er schrie, als er aufprallte, dann fluchte er, rollte sich ebenfalls herum und schaffte es auch, seinen Kopf zu heben. Er wollte mich anschauen, und in diesem seltsamen Licht sah sein Gesicht aus, als wäre es in der unteren Hälfte mit schwarzen, teerartigen Streifen bemalt worden, doch es war leider Blut, und es rann aus seiner Nase und aus Wunden an den Wangen. All dies hatte er sich bei diesem harten Aufprall zugefügt.

Die Rutschenöffnung hinter mir wurde zu einem Trichter, der einen bestimmten Schall rasch weiterleitete. Ich hörte, wie die Öffnung vor der Mauer mit einer Klappe verschlossen wurde.

Jetzt waren wir wirklich gefangen und konnten auf den Besuch der Bestie warten…

***

Ich hörte Wladimir stöhnen, und das jammernde Geräusch zerschnitt mir beinahe die Seele. In einem Anfall von Wut zerrte ich an meinen Fesseln, ohne sie allerdings lockern zu können, so sehr ich es auch versuchte. Blochin hatte sie raffiniert verknotet. Das taube Gefühl in

meinen Händen verstärkte sich weiter. Bei den Beinen war es verschwunden, da war der Kreislauf wieder normal, auch wenn es in meinen Füßen noch brannte und kribbelte.

Das Stöhnen verstummte. Dann spie Wladimir aus. Er konnte nicht mehr reden, nur mehr flüstern.

»Es ist meine Schuld, John, allein meine. Ich hätte besser aufpassen müssen. Aber eines verspreche ich dir: Ich packe das noch, ich werde es schaffen, daran führt kein Weg vorbei. Ich hole mir Blochin, das Verräterschwein. Noch ist nicht aller Tage Abend. Wir leben, und das ist wichtig. Allein, um ihn zu stellen, werde ich noch nicht sterben. Was anderes will ich gar nicht mehr.«

Er verstummte, und ich war froh, daß er sich auf diese Art und Weise wieder aufbaute. Blochin hatte uns beide furchtbar reingelegt. Er hatte es bestimmt nicht zum Spaß getan, da mußte einfach mehr dahinterstecken. Was es genau war, konnte ich nicht sagen. Seine Motive waren mir unbekannt.

Ich ließ die Theorie sausen und dachte wieder praktisch. »Wir sollten hier vor der Rutsche nicht liegenbleiben«, schlug ich vor.

»Wo willst du denn hin?«

»Bis an die Wand. Da haben wir zumindest eine Stütze, wenn wir uns aufsetzen.«

»Alles klar, John.«

Zugleich versuchten wir es mit dem Aufstehen. Diesmal schaffte ich es beim zweiten Versuch.

Wladimir brauchte einen mehr, schwankte dann, doch er konnte sich halten.

Er drückte den Kopf zurück und schaute gegen die düstere Decke. »Okay, das wäre geschafft.«

Ich hatte schon den Weg zur Wand eingeschlagen. Der Untergrund bestand aus Steinen und festgestampftem Lehm. Er wies eine unterschiedliche Höhe auf und glänzte feucht. Wahrscheinlich verteilte sich diese Feuchtigkeit auf der gesamten Insel, die diesen Ort des Schreckens mitten im See bildete.

Die Wand als Stütze im Rücken ließ ich mich wieder in die Hocke gleiten. Meine auf dem Rücken gefesselten Hände rutschten dabei über ebenfalls feuchtes Gestein.

Der Platz war strategisch günstig, denn von hier aus konnten wir in diesen unter der Erde liegenden Raum geradewegs hineinschauen. Man mußte ihn einfach als Gewölbe bezeichnen, dementsprechend waren auch seine Ausmaße.

Wir entdeckten eine breite Steintreppe, deren Ende wir nicht sahen, weil sie hinter zwei mächtigen Säulen verschwand, die die Decke stützten. Blochin hatte tatsächlich eine gewisse Vorsorge getroffen. Um uns nicht im Dunkeln zu lassen, hatte er mehrere Fackeln

angezündet, deren dunkelrote Flammen schwarzen Rauch absonderten, der in die Höhe stieg und irgendwo in einem Abzug nahe der Decke verschwand.

Die Fackeln erleuchteten das Gewölbe nicht völlig. Da aber die Treppe zu sehen war, gingen wir davon aus, daß es noch einen zweiten Ausgang gab. Wladimir hätte gern das Blut aus seinem Gesicht gewischt. Er fluchte darüber, daß seine Hände auf dem Rücken gefesselt waren und er es deshalb nicht schaffte.

»Reg dich nicht auf, mein Freund. Es hätte schlimmer kommen können.«

»Wie schlimm denn?«

»Man hätte uns ertränken können wie die Ratten.«

»Danke, darauf kann ich verzichten. Doch die Aussicht, von einem Werwolf zerfetzt zu werden, ist auch nicht gerade erhebend.«

»Noch ist er nicht da.«

Der Russe lachte. »Sag nicht, daß du ihn vermißt.«

»Das nicht gerade, aber er läßt uns zumindest Zeit, uns ein wenig hier unten umzuschauen. Ich denke da an die Treppe. Wir sollten feststellen, wohin sie führt.«

»Zu einem Ausgang, nehme ich an.«

»Wie schön.«

»Hör auf zu spotten, John. Der wird verschlossen sein. Außerdem kann ich mir vorstellen, daß sich der Werwolf bereits in der Nähe aufhält und uns belauert.«

Er redete gegen meinen Rücken, denn ich war bereits einige Schritte vorgegangen und geriet in die Nähe einer Säule und damit auch der ersten Fackel.

Es waren keine direkten Fackeln, sondern Schalen, in denen getränkte Kohle langsam verbrannte.

Neben der Säule blieb ich stehen. Mein Blick fiel auf die Treppe. Sie war so leer. Da stand niemand, dort lag auch keine Leiche. Alles wirkte beinahe wie eine Filmkulisse, und ich dachte daran, daß dieses hier alles in Ordnung gehalten worden war. Für wen? Natürlich für die Bestie, die schon sehr lange hier leben mußte.

Hin und wieder verließ sie die Insel, schwamm an Land und riß ihre Opfer.

Noch hatte ich den Werwolf nicht gesehen, sondern nur von ihm gehört. Ich fragte mich, was ich tun würde, wenn er plötzlich hier im Gewölbe erschien.

Bis auf das Kreuz war ich waffenlos. Doch auch an diesen Talisman kam ich nicht heran, weil meine Hände auf dem Rücken gefesselt waren. Die einzige Chance war es, ihn zu aktivieren, indem ich die Formel rief.

Der heiße Hauch des Feuers streifte meinen Nacken, als ich mich von

der Säule löste und auf die breite Treppe zuging. Ich wollte doch wissen, wo sie endete.

Wladimir hielt sich zurück. Es paßte mir. Wegen seiner Verletzung hatte er genug mit sich selbst zu tun. Leider war nicht zu erkennen, wo die Treppe endete, das Licht reichte einfach nicht aus. Ich sah nur, daß sie einen Bogen schlug und dann in einem grauen Dämmer verschwand. Sehr weit allerdings würde sie nicht führen, davon ging ich schon mal aus. Ich kannte ähnliche Gewölbe. Zumeist waren sie sehr hoch, hatten oft einen breiten Eingang, durch den ich in die normalen Ebenen gelangen konnte.

»Ich gehe mal hoch!« rief ich zu Wladimir hin. Meine Stimme hallte von den Steinwänden zurück.

»Hast du was gesehen?«

»Noch nicht.«

»Paß aber auf, John. Wahrscheinlich ist es genau das, was Blochin gewollt hat. Er konnte sich unsere Reaktion leicht ausrechnen. Wir sind eben nicht die Typen, die sich hängenlassen. Für ihn stand fest, daß wir die Treppe entdecken würden, alles weitere kannst du dir dann ja denken.«

»Sicher, und ich sehe es nicht anders.«

Die Stufen waren breit, wenn auch uneben. Aber ich kam bequem hoch, geriet auch nicht ins Stolpern oder Rutschen, und hinter mir blieb das flackernde Licht allmählich zurück.

Ich ging in ein gräuliches Halbdämmer, das mich wie ein dichter Schatten umgab. Meine Schritte schleiften über die Stufen, und über mir war die Decke kaum zu sehen.

Dann trat ich in den Bogen hinein und glaubte, das Ende der Treppe sehen zu können.

Jedenfalls ahnte ich mehr den Umriß der Tür, aber mir fiel die Bewegung dort auf.

Da stand jemand!

Plötzlich schlug mein Herz schneller. Ich mußte zugeben, daß mich diese Entdeckung - falls sie überhaupt eine war - überrascht hatte. Ich konnte die Gestalt nicht genau erkennen und deshalb auch ihre Größe nicht abschätzen.

War es der Werwolf?

Es war durchaus möglich, aber ich glaubte trotzdem nicht so recht daran, denn ich nahm seinen typischen Geruch nicht wahr. Oft genug hatte ich es mit Werwölfen zu tun gehabt, ich kannte ihre Ausdünstung, die fehlte mir hier.

Dennoch blieb ich mißtrauisch, ging davon aus, daß die Gestalt - wer immer sie auch war - mich entdeckt hatte und mir folgen würde, wenn ich mich zurückzog.

Das tat ich Schritt für Schritt.

Die Breite der Stufen erlaubte mir ein ziemlich gefahrenloses Zurückgehen trotz der gefesselten Hände. Zudem schaute ich mich einige Male um, ob ich nicht ins Leere trat, und ließ die Treppe schließlich hinter mir.

Wladimir stand in meiner Nähe. Seine Gestalt wurde vom Schein des Feuers umspielt, er sah richtig gefährlich und böse aus. Flüsternd fragte er: »Was hast du da gesehen?«

»Bisher nur einen Schatten.«

»Das ist nicht viel.«

»Sicher.«

»War es der…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn ebenso wie ich hatte auch er die Geräusche auf der Treppe gehört, die einfach nur Schritte sein konnten. Die Gestalt hatte sich aus dem Dunkel gelöst und war dabei, den Rest der Stufen hinter sich zu lassen.

Wir schauten uns an.

Mein russischer Freund hatte eine Gänsehaut bekommen und eine sprungbereite Haltung eingenommen. Mit seinem blutigen Gesicht sah er beinahe selbst aus wie ein Monster, und in seinen Augen funkelte ein böser Blick.

Sekunden verstrichen.

Noch sahen wir nichts.

Dann aber bewegte sich etwas. Es sah aus, als würde die Gestalt dicht über den Stufen tanzen und nach unten gleiten, ohne sie überhaupt zu berühren.

»Das ist nie der Werwolf!« keuchte Wladimir und lachte plötzlich leise gegen mein Ohr. »John, das ist verrückt. Das ist sie, die Frau. Ich habe dir von ihr erzählt.«

Er hatte sich nicht geirrt, denn wenig später sahen wir sie überdeutlich. Auf der Treppenstufe stand eine halbnackte, bewaffnete Frau mit blonden, lockigen Haaren…

***

Ich hatte, wenn ich ehrlich war, nicht so recht an die Erzählungen glauben wollen und zeigte deshalb eine ziemlich starke Überraschung, ohne einen Kommentar geben zu können.

Die Frau bewegte sich nicht. Sie stand nur da, aber auch sie sah gefährlich aus. Sie erinnerte mich an eine kriegerische Amazone, die nie aufgeben würde, sondern einen Kampf bis zum bitteren Ende durchführte.

Bekleidet war sie mit einem Lendenschurz und auch mit kettenartig wirkenden Lederstreifen, die sich kreuz und quer über ihren nackten Körper zogen, wobei sie ihre Brüste so gut wie nicht verdeckten. Die Füße steckten in halbhohen, weichen Stiefeln, und um ihre Schultern

hatte sie ein kurzes Cape gehängt.

Kalt schauten uns ihre Augen an, und ebenso kalt glänzte die Klinge des Krummschwerts, das sie quer vor ihren Körper hielt und uns somit zeigte, daß sie von uns nichts wollte.

Sehr leise lachte Wladimir neben mir. »Das ist sie, John! Das ist die Frau, von der ich dir erzählt habe. Brauchst du noch einen besseren Beweis?«

»Nein, den brauchte ich beileibe nicht.« Ich konnte mich nur wundern, daß es so etwas hier gab, doch eines stand für mich fest. Mit einem Geist hatten wir es nicht zu tun.

Womit dann?

Da ich schon viel erlebt hatte, schossen mir die phantastischsten Möglichkeiten durch den Kopf. Ich konnte mir vorstellen, daß sie sogar durch ein magisches Zeitloch aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineingerutscht war, um hier eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Daß es so etwas gab, war mir bekannt, denn das hatte ich bereits am eigenen Leibe erlebt.

Den Körper bewegte sie nicht, nur ihren Kopf. Dabei zitterten die blonden Locken, und dann huschte ein knappes Lächeln über ihr Gesicht. Sie sah aus, als wollte sie uns ansprechen, schaute sich jedoch gespannt um und kam dann noch eine Stufe vor.

»Ich werde sie fragen, wer sie ist«, flüsterte mir Wladimir zu. Er bekam ein Nicken als Antwort.

Er stellte die Frage in Russisch.

Ich konzentrierte mich auf das Gesicht der kriegerisch wirkenden Amazone und sah, daß sich der Ausdruck darin veränderte, als Wladimir die Frage stellte.

Sie hatte ihn verstanden.

Dann antwortete sie.

Ich konnte zwar einige Brocken russisch, aber diese Person sprach so schnell, daß ich so gut wie gar nichts begriff. Im Gegensatz zu Wladimir Golenkow. Ich hörte ihn scharf atmen und erkannte, daß sich auf seinem Gesicht die Überraschung abzeichnete.

»Was ist denn?« zischelte ich.

»Verdammt, John, das ist ein Hammer. Damit habe ich ja nie gerechnet.«

»Womit?«

»Sie heißt Irina Blochin!«

Diesmal bekam auch ich große Augen, denn damit kam ich ebenfalls nicht zurecht. »Olegs Frau…?«

»Sicher.«

»Was tut sie hier?«

»Das werde ich noch herausfinden, keine Sorge.«

Er sprach weiter. Ich verstand wieder nichts und konnte diesem

Frage- und Antwortspiel einfach nur zuhören. Auf meinem Gesicht lag ein großes Staunen, das wußte ich, ohne selbst in den Spiegel geschaut zu haben. Ich bewunderte auch Wladimir, der sehr ruhig blieb, obwohl er hin und wieder den Kopf schüttelte, als könne er das, was man ihm da mitteilte, überhaupt nicht fassen.

Ich dachte auch an die Zeit, die verrann. Denn jeden Augenblick konnte das Monstrum hier erscheinen. Blochin hatte nicht grundlos dafür gesorgt, daß wir in dieses Gewölbe hineingerieten.

Ich wollte Wladimir bitten, das Gespräch zu beenden, als er nickte und sich mir zudrehte. Wir waren noch immer gefesselt, das hatten wir leider im Moment vergessen, denn mit ihrer Waffe hätte uns die Frau sehr gut die Stricke durchtrennen können.

»Nun?«

Wladimir räusperte sich. »Ich packe es nicht, John. Es will einfach nicht in meinen Kopf, denn das ist Wahnsinn und mit Logik kaum zu erklären. Ich komme da nicht mit.«

»Was ist denn so schlimm?«

»Sie heißt Irina Blochin, das weißt du.«

»Sicher.«

»Sie kennt die Geschichte und die Tragik, die sich hier auf der Insel abgespielt hat. Daß es einer Frau mit demselben Namen damals nicht gelungen ist, die Amme und die beiden Kinder vor der Bestie zu retten. Die Frau wurde ebenso getötet wie die Amme und die beiden Kinder, aber die Bestie überlebte. Irina nun hat davon erfahren. Schon vor ihrer Heirat mit Blochin wußte sie Bescheid, und sie hat immer das Gefühl gehabt, daß sie es einfach sein mußte, die die Bestie erledigte. Sie wollte etwas gutmachen und hat sich voll und ganz in die Rolle der alten Irina hineinversetzt. Sie nahm es einfach als Schicksal hin, daß sie ausgesucht worden war. Sie lebte voll und ganz dafür, und sie war immer davon überzeugt, daß die Bestie ebenfalls noch am Leben war.«

»Was auch stimmte.«

»Sicher.« Wladimir grinste scharf. »Nur war der Werwolf sehr schlau. Er hielt sich die meiste Zeit über versteckt. Er kannte ja die Angst der Menschen vor der Insel, er wußte um die Legenden. Oft tat er über eine lange Zeit hinweg gar nichts, dann wiederum verließ er sein Versteck und schlug brutal zu.«

»Was auch Irina wußte.«

»Sicher.«

»Was tat sie?«

»Sie wollte alles ändern. Sie zog sich aus ihrem Ort zurück und wurde zu einer Kämpferin. Sie ging auf die Insel, sie wollte die Bestie stellen, und sie wird erst dieses Eiland verlassen, wenn sie es in die Tat umgesetzt hat.«

»Wie reagierte ihr Mann? Welche Rolle hat er überhaupt in diesem Spiel übernommen?«

»Das kann ich dir beim besten Willen nicht sagen, John. Aber keine sehr gute, schätze ich.«

»Dann frage sie.«

Wladimir tat mir den Gefallen, aber Irina schüttelte den Kopf. Sie gab auch noch eine Antwort, die mir Wladimir übersetzte.

»Oleg scheint nichts zu wissen. Jedenfalls nichts Genaues. Er hat sich nur auf die Seite der Bestie geschlagen.«

»Warum?«

»Das weiß Irina auch nicht. Sie hat mit ihm lange nicht mehr gesprochen, obwohl die beiden jetzt auf der Insel sind. Aber sie geht davon aus, daß ihr Mann sie liebt, dadurch blind geworden ist und genau das Falsche getan hat.«

Ich verdrehte die Augen. »Das darf doch nicht wahr sein! Da komme ich nicht mit.«

»Ich auch nicht, aber wir müssen es bis zur endgültigen Klärung akzeptieren.«

Bisher hatte sich die Hauptperson in diesem teuflischen Spiel noch nicht gezeigt. Es war zwar viel von ihr geredet worden, aber sie hielt sich vornehm zurück.

Für mich war es an der Zeit, darauf hinzuweisen, daß wir noch gefesselt waren. Irina konnte uns befreien. Ich wies Wladimir darauf hin, es ihr zu sagen.

»Klar, mache ich. Ich werde ihr auch sagen, daß wir auf ihrer Seite stehen.«

»Hast du eigentlich ihr gegenüber erwähnt, welch miese Rolle ihr toller Gatte spielt?«

»Nicht direkt.«

»Dann mach es.«

Das wollte er auch. Leider aber hatten wir den richtigen Zeitpunkt verpaßt. Wir hörten zwar nichts, aber daß etwas geschah, erkannten wir an Irinas Reaktion.

Noch auf der Stufe stehend, duckte sie sich, und wir sahen, wie sie den Griff des Krummschwerts fester packte. Damit konnte sie einem Werwolf schon den Schädel abschlagen. Dann drehte sich die Frau um und lief einige Stufen nach oben, ohne allerdings aus unserem Blickfeld zu verschwinden.

Sie stoppte, lauschte, drehte sich um und lief zurück. Ihr Gesicht war verzerrt, und sie fragte:

»Was hat sie?«

»Er ist unterwegs.«

»Verdammt, unsere Fesseln.«

Irina war vor uns stehengeblieben. Sie wollte sprechen, aber

Wladimirs Stimme war einfach zu laut.

Er kam ihr zuvor. Ich spürte, daß er darauf drängte, die Fesseln endlich loszuwerden.

Irina reagierte falsch, denn sie schaute zurück, aber Wladimir ließ nicht locker. Als er sich umdrehte, um ihr seinen Rücken zu präsentieren, folgte ich seiner Bewegung.

Ob sie schimpfte oder nicht, war mir egal. Ich wollte nur die Stricke loswerden.

»Endlich!« keuchte der Russe.

Im nächsten Augenblick spürte ich den Ruck an meinen Stricken. Ich half noch mit, bewegte die Hände leider zu hektisch, so daß die Klinge mich ritzte.

»Sie sind nur locker!« keuchte Wladimir.

Das waren sie bei mir auch, und Irina kam nicht mehr dazu, ihre Arbeit zu vollenden, denn genau dort, wo die Treppe endete, hörten wir einen dumpfen Krach.

Da war eine Tür aufgeflogen.

Eine Sekunde später durchtoste ein wahnsinniges Brüllen den Keller. Und wiederum eine Sekunde danach sahen wir die Bestie, deren Anblick uns einen wahnsinnigen Schreck einjagte.

Es war ein urwelthaftes riesiges Monster!

***

In der folgenden Zeit würde es um Leben und Tod gehen, das war uns klar. Es gab einfach keine Alternative. Wir hätten Irina gern unterstützt, das schafften wir nicht, denn noch hielten die Fesseln, und da war es am besten, wenn wir uns zurückzogen.

Ohne uns abgesprochen zu haben, drehten wir uns um und rannten bis zur nächsten Säule, wo wir etwas Deckung fanden. Ich hörte meinen Freund fluchen, er war sauer, aber ändern konnte er an der Lage auch nichts.

Keuchend blieb er neben mir stehen. Ich hatte einen Blick auf seinen Rücken werfen können, wo sich seine Hände zuckend bewegten. Teile der Stricke waren angeschnitten worden, aber noch hielten sie, und auch ich versuchte, die Fesseln endgültig loszuwerden.

Irina aber stellte sich zum Kampf!

Es war eine Szene wie im Theater, wo zum Bühnenbild oft genug eine Treppe gehört.

Die Frau stand unten, breitbeinig, damit sie Standfestigkeit bekam. Das Schwert hielt sie in der rechten Hand, den Arm dabei leicht vom Körper abgestreckt. Die langen Lockenhaare fielen ihr wie ein Tuch in den Nacken. Ich konnte mir vorstellen, wie verzerrt ihr Gesicht war, aber Angst kannte sie nicht.

Für sie mußte es auch ein Ende haben. Das konnte einfach nicht

mehr so weitergehen.

Fünf Stufen über ihr lauerte der Werwolf!

Himmel, war das ein Monstrum. Ein Riese unter diesen Bestien. Er stand da geduckt, sein Maul war aufgerissen. Es wies sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit der Schnauze eines Hundes auf. Die Zähne schimmerten blank und weiß. Zwischen den beiden Kieferhälften schäumte der Geifer wie eine aufgekochte helle Soße. Die keuchenden Knurrlaute hörten sich drohend und brandgefährlich an.

Auch seine Arme hatten keine normale Länge, sie waren sogar im Verhältnis zu dem mächtigen Körper überlang, und sie endeten in Pranken, deren Krallen schon gefährlichen Messern glichen.

Ich fragte mich, wie Irina es schaffen wollte, diese Bestie trotz der Bewaffnung zu stoppen.

Klein kam sie mir vor, sehr klein und jetzt auch schmächtig im Vergleich zu diesem Monstrum.

Ich hatte einen trockenen Mund bekommen, und auch der Magen lag im Körper wie ein Stein. Bestimmt ging es Wladimir nicht anders, aber wir konnten nicht eingreifen, denn noch immer hielten die verdammten Fesseln, obwohl wir daran zerrten und hofften, daß sie auch in Kürze reißen würden. In derartigen Situationen wurde einem die Zeit lang. Das wußte ich aus eigener Erfahrung, und auch jetzt war es nicht anders, obwohl nicht einmal fünf Sekunden seit dem Erscheinen des Werwolfs vergangen sein mußten.

Konnte dieser Mordwahnsinn gestoppt werden?

Zumindest versuchte Irina es, und auf sie allein mußten wir uns verlassen.

Sie griff nicht an, sie wartete auf die Bestie, die sich ebenfalls noch unsicher war. Ihre kalten, schimmernden Raubtieraugen waren nicht auf sie gerichtet. Die Blicke glitten über ihren Kopf hinweg und fixierten uns.

Mord, nur kalter Mord!

Ich zuckte zusammen, denn dieser Blick kam mir so verflucht sezierend vor.

Neben mir bewegte sich Wladimir. Er war unruhig, er schabte mit den Füßen und versuchte gleichzeitig, die Fesseln auseinanderzureißen.

Noch hielten sie, und auch ich bekam nicht die Chance. Das Schicksal schien sich gegen uns verschworen zu haben.

Die Bestie duckte sich. Für mich war es das Zeichen zum Angriff, und auch Irina dachte ähnlich, denn sie veränderte ihre Haltung und hob das Krummschwert an.

Die Bestie sprang!

Zwar wurde ihr Körper dabei nicht kleiner, es sah aber trotzdem so aus, denn sehr flach jagte sie auf Irina zu. Mit einem gewaltigen Satz

hatte sie die Entfernung überbrückt. Für uns sah es so aus, als wollte dieser mächtige Körper den anderen zerquetschen.

Der helle Schrei hörte sich an wie der Ton einer schrillen Sirene. Irina hatte ihn ausgestoßen, sie machte sich selbst Mut. Und noch während der Werwolf in der Luft lag, bewegte sie sich blitzartig, wuchtete ihren Körper zurück, verließ somit die Treppe, kam günstig auf und drehte sich sofort nach rechts.

Gleichzeitig wuchtete sie ihre Waffe in die andere Richtung, denn dort mußte der mit braunem Pelz bedeckte mächtige Körper des Werwolfs landen.

Er prallte auf.

Ein heller Reflex wischte auf ihn zu.

Treffer!

Wir schauten zu, wie die Klinge mit der Längsseite in den Körper eindrang. Das Fell setzte ihr keinen Widerstand entgegen, die Haut auch nicht, und so entstand eine lange klaffende Wunde, aus der eine dunkle Flüssigkeit floß.

Die Bestie war verletzt worden - auch geschwächt?

Irina zerrte die Klinge wieder aus der Wunde. Wir hörten sie keuchen, erst dann brüllte der Werwolf in seiner irren Wut auf und wuchtete sich auf die Frau zu.

Irina mußte zurück.

Die Bestie schlug nach ihr.

Sie entkam den Pranken.

Das Tier drehte sich.

Jetzt sahen wir die breite Wunde an der rechten Seite. Leider hatte die Verletzung den Werwolf nicht von seinem Vorhaben abbringen können. Er war geschwächt, aber trotzdem noch tödlich.

Sein mächtiger Körper spannte sich, dann richtete er sich auf und stieg wie ein gewaltiges Urtier aus den Tiefen der Hölle vor der Frau in die Höhe.

Das war der Kampf zwischen David und Goliath. Nur gab Irina nicht auf. Sie hielt den Griff mit beiden Händen umklammert, um genügend Wucht in ihren Angriff legen zu können. Sie wich auch nicht aus, ihr Kampfschrei brandete durch das Gewölbe und bewies uns, daß sie jetzt alles auf eine Karte setzte.

Die Bestie fiel ihr entgegen.

Sie drosch zu.

Es war ein furchtbarer Hieb. Sicherlich hätte er der Bestie den Schädel vom Hals fegen sollen, nur traf sie nicht richtig. Statt dessen erwischte sie die linke Pranke, weil sich der Werwolf noch im Sprung gedreht hatte.

Die Klinge kam durch.

Ziemlich hoch über dem Gelenk schlug sie dem Ungeheuer die

Pranke ab.

Sie klatschte zu Boden, prallte auf, zuckte noch, und aus dem Stumpf quoll abermals die dicke Flüssigkeit.

»Das ist Wahnsinn!« ächzte Wladimir Golenkow. »Das ist nicht zu fassen, verdammt!«

Der Werwolf drehte sich. Sein Maul war zum Zerreißen aufgerissen, und in mir stiegen die Hoffnungen, daß Irina es schaffte. Dennoch zerrte ich weiter an den Stricken, rieb sie sogar über das Gestein der Säule, das leider zu glatt war.

Der Kampf ging weiter, auch wenn sich die Bestie zurückgezogen und hinter einer Säule Deckung gesucht hatte. Irina war zu stürmisch gewesen, sie hatte ihn noch erwischen wollen, aber die Klinge hämmerte mit einem hellen Geräusch gegen das Gestein.

»Gleich, John… gleich habe ich es. Das kann nicht mehr lange dauern. Die Fesseln sind…«

Was Wladimir noch sagte, ging unter in einem gewaltigen Gebrüll. Das Untier hatte seinen Platz verlassen. Sein Armstumpf zuckte bei jeder Bewegung hin und her, aber mit dem rechten Arm war er ebenfalls gefährlich. Wieder schlug er nach der mutigen Frau.

Irina mußte zurück.

Der nächste Hieb.

Da rutschte die Frau aus.

Sie war dabei auf irgendeine verdammt glatte Stelle getreten. Das linke Bein schleuderte nach vorn und auch zur Seite. Sie konnte sich nicht mehr halten.

Ich fluchte, weil ich sie fallen sah und nicht eingreifen konnte. Sie landete auf dem Rücken, rollte sich sofort auf den Bauch, um sich wieder abstemmen zu können. Dabei motivierte sie sich selbst durch ihre eigenen Schreie.

Sie schnellte hoch.

Ihr Fehler, daß sie die Bestie für einen Moment aus den Augen gelassen hatte. Vielleicht hatte sie auch die Reichweite der Pranke unterschätzt, denn die erwischte sie.

Die langen Krallen fuhren über das Cape, hakten sich daran fest und zerrten die mutige Frau wieder zu Boden. Sie schrie, sie stach zu. Zuckend fuhr die Klinge immer wieder schräg in die Höhe, verletzte die Bestie an der Schulter, stoppte sie aber nicht, und plötzlich biß das sich senkende Maul zu.

Ich schloß die Augen…

Neben mir stöhnte Wladimir.

Wir hörten ein furchtbares Geräusch, dann einen leisen Schrei. Ich riß wie irre an den Stricken, schaute dann wieder hin und sah, daß Irina noch lebte.

Sie kroch über den Boden.

Verletzt und blutend, denn das zuklappende Maul hatte sie an der linken Körperseite erwischt und dort eine große Wunde gerissen. Zwar hielt Irina noch das Schwert fest, dessen Klinge sie beim Kriechen flach über den Boden schob, aber es würde ihr nicht mehr viel nützen. Sie war so angeschlagen, daß es keinen Sinn mehr hatte, wenn sie sich wehrte. Vielleicht war die Bestie gnädig und tötete sie mit einem Hieb.

Tränen der Wut und der Hilflosigkeit waren in meine Augen getreten. Ich fühlte mich so schrecklich einsam, ich konnte einfach nichts tun, aber ich gab trotzdem nicht auf.

Wieder zerrte ich an den Stricken. Ich wollte meine Hände auseinander bekommen.

Und ich kam frei.

Zuerst konnte ich es nicht glauben, weil ich einfach kein Gefühl mehr in den Händen und Armen hatte. Es gab trotzdem keinen Zweifel. Die Fesseln waren von mir gesprengt worden, denn ihre Reste lagen neben mir.

Wladimir kämpfte noch weiter. Er duckte sich, er keuchte, sein blutverschmiertes Gesicht war nur mehr eine Maske, aber er strengte sich an, und unter der Stirnhaut zeichneten sich dick die Adern ab.

Der Werwolf ließ sich Zeit. Auf uns hatte er nicht geachtet, Irina war für ihn wichtiger.

Die mutige Frau kroch noch immer über den Boden. Sie hatte die Rolle einer anderen übernommen und die Welt von einem Untier befreien wollen. Es war ihr nicht gelungen. Auch wenn sie sich noch bewegen konnte, die Bestie war trotz ihrer Verletzungen stärker.

Sie ging hinter der Frau her.

Nicht mehr so geschmeidig und eine dicke Blutspur hinterlassend. Sie schimmerte im Schein der Fackeln wie eine Ölspur auf dem Boden. Die Bestie rollte ihren Körper mehr voran, wobei die Bewegungen denen eines tapsig wirkenden Bären glichen. Aus dem Armstumpf tropfte es nur mehr, an der Seite war das Fell feucht geworden. Auch an der Schulter versickerte Blut in dem braunen Fell.

Ich ging ebenfalls.

Es würde vielleicht drei, vier Sekunden dauern, bis die Bestie die Frau erreicht hatte. In dieser Zeit konnte ich nicht mehr meine normale Kraft zurückbekommen. Zwar strömte jetzt das Blut wieder in meine Hände hinein, was jedoch mit starken Schmerzen verbunden war, und meine Finger kamen mir doppelt so dick vor wie sonst.

Aber ich konnte die Arme heben, und vielleicht schaffte ich es auch, an mein Kreuz zu gelangen. Da mir die anderen Waffen abgenommen worden waren, galt es als meine letzte Hoffnung.

Wieder einmal wunderte ich mich darüber, wieviel Schweiß ein Mensch produzieren kann. Die Flüssigkeit rann mir in die Augen. Die

Gewölbe hier unten waren zu einer stickigen Sauna geworden, durchweht von einem widerlichen Blutgeruch.

Irina konnte nicht mehr.

Sie hatte noch eine Säule erreicht, benutzte diese als Stütze und drehte sich herum.

Sie schaute dem Werwolf entgegen.

Ich blickte auf sie.

Ob sie mich wahrnahm, konnte ich nicht sagen, denn auch ihr Gesicht hatte etwas abbekommen.

Eine Kralle hatte ihr eine Fleischwunde dicht über dem Auge gerissen, so daß der rote Lebenssaft ihr Sehvermögen beeinträchtigte.

Doch sie gab nicht auf. Mit einer müden Bewegung hob sie trotz allem die bestimmt nicht leichte Klinge an. Mein Gott, welch eine Kraft mußte in dieser Frau stecken!

Natürlich hatte ich längst einen Plan gefaßt. Ihn jedoch in die Tat umzusetzen, würde mir kaum gelingen. Ich wollte an das Schwert der Frau heran und mich der verletzten Bestie stellen.

Aber meine Hände waren zu schwach. Ich war einfach nicht in der Lage, eine Waffe zu halten, das hätte ich auch mit der Beretta nicht geschafft, selbst sie wog zuviel.

Ich verfluchte diesen verdammten Oleg Blochin, der mich in diesen Zustand gebracht hatte.

Eine Minute oder auch zwei hätten mir schon ausgereicht, um das Schwert nehmen zu können, aber das würde nichts bringen. Der Werwolf war immer stärker und schneller.

Ich hatte einen kleinen Bogen geschlagen, weil ich in Irinas Nähe kommen wollte. Möglicherweise gelang es mir, die Bestie durch meine Anwesenheit zu irritieren.

Eine vage Hoffnung, mehr nicht.

Wie es meinem Freund Wladimir erging, wußte ich nicht. Ich hatte auch keine Zeit mehr, mich darum zu kümmern, denn jetzt zählte einzig und allein die Frau.

Ich blieb hinter ihr stehen. Die Säule berührte meine Schultern. Die Arme hatte ich anheben können und auch zurückgedrückt, damit die Fingerkuppen zumindest meinen Nacken berührten. Um ihn schloß sich auch die Kette, an der mein Kreuz hing. Ich brauchte sie nur zu umfassen und das Kreuz unter der Kleidung hervorzuziehen.

Aber machen Sie das mal, wenn Sie Finger haben, in denen noch kein Gefühl steckt. Die hätten ebensogut einem anderen als mir gehören können.

Es war einfach schlimm…

Ich schluckte, ich keuchte und hörte neben mir das Jammern und Ächzen der schwerverletzten Irina Blochin.

Der Werwolf hob seinen Schädel.

Er war stehengeblieben, und dies in einer für ihn günstigen Distanz zu seinem Opfer. Wenn er wollte, konnte er es mit einem Sprung erreichen und damit alles beenden.

Auch er war angeschlagen.

Das Untier zitterte und schwankte. Einige Male zuckte auch sein Armstumpf, es waren noch die Reflexe der Muskeln, die da reagierten. Das alles registrierte ich zwar, achtete aber kaum darauf.

Mein Blick fraß sich in seinem schrecklichen Gesicht fest, denn ich wollte wissen, wann er endlich reagierte.

Vielleicht sah ich es am Zucken seiner kalten Augen. Da konnte durchaus die Botschaft sein.

»Bleib ihr vom Leib!« keuchte ich. »Versuch es nicht noch mal! Wenn du töten willst, dann töte mich!«

Hatte ich Glück, hatte ich Pech?

Zuerst tat sich nichts. Dann schüttelte er beinahe unwillig den Kopf, und einige Blutstropfen fielen dabei ab und besprenkelten den Boden. Ich versuchte immer noch, an die dünne Kette heranzukommen, die ich um den Hals trug, aber das Gefühl in den Fingern war einfach nicht vorhanden. Ich konnte sie noch nicht richtig krümmen.

Ich hatte trotzdem etwas erreicht.

Die Bestie schaute nicht mehr auf die verletzte Frau, sie hielt den Kopf leicht gedreht und fixierte mich. Ihre Augen waren ohne Gnade, ohne Erbarmen, und ich grinste verzerrt in diesen Blick hinein, um die Bestie zu provozieren.

Wenn sie sprang, mußte ich schnell sein. Ich hoffte, daß mich meine Beine dann nicht im Stich lassen würden.

Noch fixierte er mich, und ich dachte darüber nach, ob ich ihn weglocken konnte.

Ein erster Versuch…

Ich bewegte mich mit einem kleinen Schritt nach links. Er rührte sich nicht.

Ich versuchte es wieder.

Sein Kopf bewegte sich auch, dabei strömte aus seinem Mund ein böse klingendes Grollen.

Ich hoffte wieder.

Er kümmerte sich nicht mehr um die Frau, aber ich schaffte es noch nicht, ihr Schwert anzuheben.

Jetzt stand ich mit meiner List seiner nackten Gewalt gegenüber.

Nicht immer hatte die Gewalt gewonnen.

Er kam mir nach.

Ich ging schneller.

Wieder bewegte er sich heftig.

»John, gib acht!«

Wladimirs Warnung erreichte mich. Ich ging das Risiko ein und

schaute von dem Werwolf weg auf ihn hin.

Auch er hatte es geschafft, sich endlich von seinen Fesseln zu befreien. Wladimir stand dicht an einer Säule. Mit der Schulter berührte er beinahe die Feuerschale.

»Es ist okay, Wladimir, ist alles okay.« Ich ging weiter, diesmal schneller, so daß ich Distanz zwischen mir und der Riesenbestie schaffte.

Zwar stand sie gebückt, aber sie war noch immer mächtig genug, um mich zu überragen.

Auf einmal sprang sie.

Nichts, aber auch gar nichts hatte mich gewarnt. In einem Halbbogen flog der mächtige Körper auf mich zu. Aus dem Maul drangen grauenvolle Geräusche. Es hätte nur mehr die Feuerlohe gefehlt, und das Zerrbild der Hölle wäre perfekt gewesen.

Hätte er nur seine zweite Pranke gehabt, bei Gott, er hätte mich erwischt. So aber stand ich ziemlich günstig, und sein linker Arm war einfach zu kurz. Er wirbelte dicht an meinem Gesicht vorbei, ich bekam noch einige Blutspritzer ab, das war alles.

Er rammte mich trotzdem.

Ich befand mich dabei mitten im Sprung, geriet durch diesen Stoß aus der Richtung und prallte zu Boden, was verdammt weh tat und mir einen Aufschrei entlockte.

Mit Schrecken dachte ich daran, daß ich der Bestie meinen schutzlosen Rücken präsentierte. Sie brauchte sich nur auf mich fallen zu lassen, dann war es vorbei.

Ich hatte die Rechnung ohne Wladimir Golenkow gemacht. Auch wenn er sich nicht normal bewegen konnte, dieser Mann ergriff trotzdem die Initiative. Mit der Schulter und bei einem Sprung in die Höhe gelang es ihm, die Schale mit dem Feuer zu rammen, die relativ lose befestigt worden war und umkippte.

Ihr Inhalt prallte zu Boden.

Und er brannte dort weiter.

Ich hörte das Zischen, hatte mich schon gedreht und die Beine angezogen, so daß ich die Flammenwand erkennen konnte, die sich zwischen mir und dem Wolf aufgebaut hatte.

Dieses Feuer irritierte den Unhold. Er hatte damit nicht gerechnet und zuckte zurück. Den normalen Arm riß er hoch, mich hatte er vergessen, und die Zeit wollte ich nutzen.

Ich stand wieder auf den Füßen, konnte nun die schmale Kette zwischen die Fingerkuppen klemmen und endlich mein geweihtes Silberkreuz unter der Kleidung hervorziehen.

Es schwang vor meiner Brust hin und her, als ich die Flamme umrundete und auf den Werwolf zuging.

Auch der war zurückgewichen, hatte mich aber nicht vergessen und

starrte mich an.

Ich fühlte mich sicherer.

Das Kreuz strömte eine gewisse Wärme aus, ein Zeichen dafür, daß es die magische Kraft des Werwolfs spürte, denn eine derartige Gestalt war ja nicht normal. Sie gehörte bestimmt nicht zum Tierreich auf Erden.

»Bleib du zurück, Wladimir!« rief ich dem Freund zu und näherte mich der Bestie.

Jetzt waren die Vorzeichen umgekehrt. Das Kreuz und die davon ausgehende Kraft irritierten ihn.

Er wich selbst vor mir, dem Menschen, langsam zurück. Ich konnte sehr gut erkennen, daß er den Weg zur Treppe eingeschlagen hatte.

Wollte er dort verschwinden?

Sein Kopf bewegte sich zuckend. Er suchte nach einem Ausweg. Als Rückzug blieb ihm nur die Treppe.

Deren unterste Stufe erreichte er plötzlich mit einem irrsinnig langen Sprung.

Er wollte weiter, doch auf der oberen Hälfte der Treppe entstand eine Bewegung.

Dort kam jemand.

Eine Gestalt erschien, ein Mann, und wir kannten ihn beide. Es war Oleg Blochin…

***

Er mußte es nicht mehr ausgehalten haben. Sein Verhältnis zu dieser Bestie war mir auch jetzt noch nicht klargeworden, aber das mußte ich zurückdrängen. Wichtig war nur, wie Blochin sich verhielt.

Ob er uns als zu tötende Feinde ansah oder nicht.

Freundlich war er nicht gerade. In der rechten Hand hielt er die Beretta, deren Mündung schräg in die Tiefe zeigte.

»Keiner bewegt sich!« brüllte er.

Ob ihn auch der Werwolf verstanden hatte, wußten wir nicht. Jedenfalls blieb er stehen, schräg zur Treppe hin, damit er in verschiedene Richtungen schauen konnte.

Blochin blieb nicht lange dort oben stehen. Mit zitternden Schritten kam er vor und tauchte ein in diesem dumpfen Geruch aus Blut, Schweiß und Tod.

»Halt, Oleg!« rief ich.

Er stoppte tatsächlich. »Was willst du?«

»Du solltest dir jetzt genau überlegen, was du tust. Laß deine Gefühle aus dem Spiel. Sieh alles realistisch, dann werden wir schon zu einer Einigung kommen.«

»Die Bestie soll euch töten!« kreischte er.

»Warum?«

»Weil ich damit… weil ich damit meine Frau erlösen kann. Ich will nicht, daß sie sich opfert. Ich weiß alles, ich habe es immer gewußt. Ich habe doch der Bestie die Opfer angeboten, um meine Frau von ihr wegzulocken. Ich habe allen Theater vorgespielt, keiner im Dorf wußte Bescheid, verdammt! Nur wenn ich ihr die Opfer gab, konnte ich Irina wieder zurückgewinnen und sie von dem Wahnsinn abhalten.«

Jetzt wußten wir Bescheid. Aber es stand auch fest, daß Oleg Blochin sich verrechnet hatte.

Bevor ich etwas sagen konnte, meldete sich Wladimir Golenkow. »Hör zu, Oleg. Ich kann nicht glauben, was du gesagt hast. Ist das wirklich dein Ernst gewesen?«

»Ja, mein voller Ernst.«

»Dann hast du dafür gesorgt, daß diese Familie, Eltern und Kinder, von der Bestie angefallen wurden.«

Blochin hob die Schultern. Wahrscheinlich fühlte er sich unwohl und wollte es nicht zugeben.

Wir hatten auch so verstanden, und Wladimir schüttelte den Kopf. Er schluchzte förmlich auf, als er sagte: »Verdammt noch mal, ich packe es nicht. Ich kann es einfach nicht begreifen. Das ist der reine Wahnsinn. So schlimm kann ein Mensch nicht sein.«

»Ich wollte Irina zurück!«

Den Satz hatte auch ich verstanden und brüllte ihm zu. »Irina wolltest du? Schau gegen die Säule, Blochin. Dort liegt deine Frau. Ihr geht es verdammt schlecht. Sie hat nicht aufgegeben, trotz deiner ungewöhnlichen Hilfe. Und der Werwolf hat sie auch nicht angenommen. Sein Trieb ist stärker, viel stärker, als du denkst. Er läßt sich von keinem Menschen vorschreiben, wie er zu reagieren hat!«

Blochin konnte von seiner Position aus nichts Genaues erkennen und kam deshalb vor.

Etwa auf der Treppenmitte blieb er stehen und drehte den Kopf nach links. Sehr weit war die Bestie nicht mehr von ihm entfernt. Sie hätte ihn mit einem Sprung erreichen können.

Blochin sah seine Frau.

Da wurde es still.

Mir kam es vor, als hätte eine höhere Macht um Ruhe gebeten. Sekundenlang dauerte diese bedrückende Stille an. Sie hatte sich wie eine Mauer zwischen Leben und Tod gestellt.

Blochin unterbrach die Ruhe. »Irina…?« flüsterte er.

Keine Antwort.

Er holte Luft. Dann sprach er lauter. »Irina… Irina! So melde dich doch, verdammt!«

Irina schwieg. Nicht einmal mehr ein. Stöhnen drang über die Lippen der Schwerverletzten.

Blochin zitterte plötzlich. Noch einmal rief er den Namen seiner Frau. Diesmal hörte sich seine Stimme an, als wollte sie ein Klagelied beginnen.

Auch ich hatte das Gefühl, in einer Eissäule zu stehen, und Wladimir erging es nicht anders. Wir erlebten hier die irrsinnige Enttäuschung eines Menschen, dem durch die Ereignisse klargemacht worden war, daß er auf die falsche Karte gesetzt hatte. Dieser Weg war für ihn völlig falsch gewesen.

Ich befürchtete bei ihm einen Zusammenbruch. Das konnten wir auf keinen Fall gebrauchen.

Schließlich besaß er die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta, und mein Dolch befand sich ebenfalls in seinem Besitz.

Ich mußte ihn aufbauen. »Blochin!« rief ich deshalb. »Blochin, hör mir zu!«

Er drehte zumindest den Kopf und schaute in meine Richtung. »Ich weiß nicht, was mit deiner Frau geschehen ist, aber vor einer Minute hat Irina noch gelebt.«

»Sie ist tot!« brüllte er.

Echos schlugen zurück und machten diesen Satz noch schlimmer.

»Sie kann auch bewußtlos sein. Aber sie muß verbunden werden. Sie darf kein Blut mehr verlieren…«

»Er hat es getan - er!«

Damit meinte er den Werwolf, der sich nicht rührte und auch sein leises Knurren eingestellt hatte.

»Ja, es war das Tier!« gab ihm Wladimir recht. »Soll ich dir sagen, was geschehen kann, wenn…?«

»Neiiiinnnnn…!« Blochin war wie von Sinnen. Er ahnte Schreckliches, was auch durch unsere Gedanken tobte, aber er wollte es nicht wahrhaben, und endlich konzentrierte er sich auf den Werwolf, der dafür die volle Verantwortung trug. »Du… du hast es getan! Du hast nicht mehr auf mich gehört. Ich habe dir den Weg gewiesen. Ich bin dir entgegengekommen, aber du hast mich verraten.«

Blochin hatte genau den Punkt erreicht, wo er ausschließlich seinen Gefühlen folgte.

Er drehte sich etwas herum, damit er die Mündung der Waffe auf die Bestie richten konnte.

Der Werwolf war nicht dumm. Bestimmt hatte er nicht alles verstanden, aber er begriff die Bewegung genau. Und er wußte, daß er nun das Ende einleiten mußte, sonst war für ihn alles verloren.

Er sprang.

Und Oleg Blochin schoß!

***

Wir sahen das Mündungsfeuer, das in dem Gewölbe wie Totenlicht leuchtete. Wir hörten die peitschenden Klänge und wußten, daß der Mann nicht nur einmal geschossen hatte. Die Echos rollten durch den kahlen Raum des Schreckens, aber auch die Schüsse und die wirklich schnelle Reaktion des Mannes hatten den Sprung der Bestie nicht verhindern können.

Von ihr zu Blochin war es keine Entfernung.

So kam die Riesenbestie über ihn wie der pelzige Tod persönlich. Die geweihten Silberkugeln mußten in seinem Körper stecken, aber noch hatten sie es nicht geschafft, ihm die Kraft zu nehmen, und die war wesentlich größer als bei einem Menschen.

Er wuchtete auf Blochin zu, und der schaffte es nicht mehr, ihm auszuweichen.

Als ich mich in Bewegung setzte und mir Wladimir Golenkow folgte, da war Oleg Blochin schon nicht mehr zu sehen, weil ihn der riesige Körper der Bestie verdeckte.

Wir hörten auch nichts mehr. Keinen Schrei, kein Stöhnen oder Jammern. Für mich war es ein schlechtes Zeichen.

Ich schnellte die Stufen der Treppe hoch und blieb dicht neben den beiden Körper stehen.

Sie lagen schräg auf der Stufe. Von Blochin sah ich einen Arm und die Hand. Es war die rechte, und er hielt noch meine Beretta fest. Ich nahm sie ihm aus den Fingern. Dabei spürte ich, daß sie starr geworden waren.

Leichenstarr…

Wladimir blieb neben mir stehen. Er schaute ebenfalls hin, und er hatte an meinem Gesicht abgelesen, was da geschehen war. Trotzdem fragte er nach.

»Ist Oleg tot?«

»Ich vermute es.«

Wladimir preßte für einen Moment die Lippen hart zusammen. Dann flüsterte er: »Komm, versuchen wir es!«

Ich wußte, was er damit meinte. Gemeinsam rollten wir den schweren Körper des Werwolfs zur Seite und von Oleg Blochin wegrollen. Unsere Hände schmerzten noch immer, auch wenn das Gefühl allmählich wieder in sie zurückgekehrt war. So fiel es uns verdammt schwer, den mächtigen Körper zur Seite zu rollen.

Der Werwolf rollte schließlich herum, rutschte noch ein Stück über die Treppenkante und blieb schließlich auf dem Rücken liegen. Wir blickten auf seine Brust.

Drei Einschüsse!

Blochin hatte mit drei geweihten Silberkugeln getroffen. Auch ein noch größerer Werwolf hätte diese Treffer auf keinen Fall überlebt.

Sein Fell war grau geworden. Er würde vergehen, er würde

vertrocknen, und das Fell würde bald nur mehr aus Asche bestehen. Ich kannte die Folgen, Wladimir ebenfalls, so brauchten wir uns um dieses Wesen nicht mehr zu kümmern.

Anders verhielt es sich mit Oleg Blochin.

Wie hoch hatte dieser Mann gespielt! Welch raffinierte Pläne hatte er gestrickt! Er hatte sich mit dem Schrecken verbunden, um seine Frau zu retten. Er hatte andere Menschen - uns - opfern wollen, doch er hatte verloren.

Vor uns lag ein toter Mensch!

Der Werwolf hatte es letztendlich noch geschafft, sich ein Opfer zu holen, und er würde sich auch nicht mehr verwandeln, denn der wahnsinnige Prankenschlag hatte ihm den Schädel zerschmettert.

Er bot ein Bild, dessen Beschreibung ich mir ersparen möchte.

Wir waren beide bleich geworden, sprachen auch nicht, nur Wladimir streckte seinen Arm aus, weil er unter der Jacke des Toten etwas entdeckt hatte, das mir aus meinem Blickwinkel verborgen geblieben war.

Er holte den Silberdolch aus seinem Versteck hervor und überreichte mir die Waffe.

»Danke«, sagte ich.

Golenkow atmete tief durch, als er sich aufrichtete. Wir sahen beide erschöpft aus. Wir waren in die Hölle hineingestoßen und hatten überlebt.

Wieder einmal, muß ich sagen. Aber diesmal hatte wir verdammt großes Glück gehabt.

»Du weißt, John, daß es wahrscheinlich noch ein Problem gibt?« fragte mich der Russe.

»Ja, ich…«

Zu erklären gab es nichts. Wir hörten es selbst. Zuerst das Kratzen, dann das Stöhnen und anschließend das schaurige Jaulen, das dieses unheimliche Gewölbe durchwehte und uns einen Schauer über die Körper trieb.

Gemeinsam drehten wir uns auf der Treppe stehend herum. Wir schauten nur in eine Richtung.

Irina hatte sich erhoben. Sie hielt sogar ihr Schwert fest, aber sie war nicht mehr die gleiche.

Auf ihrem hellen Gesicht wuchs das Fell wie ein Schatten, und ihr Mund war zu einem Maul der doppelten Größe geworden.

Der Biß hatte gefruchtet, sie war zu einer Werwölfin geworden!

***

Als Wladimir Golenkow neben mir stöhnte, da wußte ich, woran er dachte. Bestimmt an die Familie, die er hatte erlösen müssen, und ich wollte ihm eine derartige Tat nicht noch einmal aufbürden.

»Ich werde gehen«, sagte ich.
»Danke.« Er drückte für einen Moment meine freie linke Hand, denn in der rechten hielt ich die Beretta.
Ich ging wie ein Traumwandler die Stufen hinab. Dabei hielt ich den Kopf nach links gedreht, weil ich Irina keinen Moment aus den Augen lassen wollte.
Sie hatte sich nicht nur im Gesicht verwandelt, auch die Haare sahen nicht mehr so aus wie sonst.
Sie waren zu einem struppigen Fell geworden, das ihren Kopf zu beiden Seiten umhing, und die hatten auch die Locken verloren.
Sie war verletzt, was ich kaum noch sehen konnte, weil den Körper ebenfalls ein dünner Pelz bedeckte. An die Farbe ihrer Augen konnte ich mich nicht erinnern, jetzt aber sahen sie anders aus, so grausam und eisig, ohne Erbarmen und Menschlichkeit.
Ich hatte die Treppe mittlerweile hinter mir gelassen und dachte daran, daß in diesem Fall wohl alle Beteiligten verloren hatten, uns einmal ausgenommen.
Es gab keine Hoffnung mehr.
Höchstens für die Menschen im Dorf, die von einer schrecklichen Plage befreit worden waren.
Meine Schritte klangen laut in der Stille. Ich wollte auch nicht leise gehen, Irina sollte auf mich aufmerksam werden, und sie hatte sich bereits gedreht.
Wir gingen aufeinander zu.
Wie ein Showdown im Western, dachte ich. Nur daß sie mit einem Schwert bewaffnet war. Sie atmete auch nicht mehr, sondern keuchte nur noch, und ihre Bewegungen wurden mit jedem Schritt, den sie zurücklegte, geschmeidiger.
Jetzt kroch eine magische, unheimliche Kraft in ihren Körper, die ich nicht zur Entfaltung kommen lassen durfte.
Deshalb blieb ich stehen und hob die Waffe.
Für einen Moment stutzte sie, war irritiert, konnte wohl nicht glauben, was sich da vor ihr abspielte.
Wußte sie Bescheid?
»Tu es, John!«
Wladimir hatte gesprochen. Er wollte wohl nicht, daß ich es noch länger hinauszögerte.
Er hatte recht, verdammt!
Als Irina wieder einen Schrei ausstieß, um sich selbst anzutreiben, peitschte in diesen Ruf hinein der Schuß.
Ich hatte sie exakt getroffen.
Sie kippte zurück und blieb liegen. Ich ging nicht einmal hin, um nachzuschauen.
Das übernahm Wladimir Golenkow für mich.

Ich setzte mich statt dessen auf die unterste Stufe der Treppe und vergrub mein Gesicht in den Händen.

Irgendwo war mir zum Heulen zumute. Doch tief im Innern spürte ich auch die Erleichterung darüber, wieder einmal davongekommen zu sein.

So war mein Leben eben. Es bot immer wieder neue Überraschungen, wobei die wenigsten zu den freudigen zählten…

ENDE